



HELMUT DRECHSLER ***Pirsch
mit Kamera
und Feder***

Lehrer

*Exkursionen
Helmut Drechslers
in der DDR*

WESTDEUTSCHLAND

Witte

Elbe

Magdeburg

Elbaue

Saale

Halle

Elster

Unstrut

Saale

Erfurt

Werra

Oberes Saaletal

Elster

Gera





Müritz



Müritz

berge

V.R. POLEN

Havel

BERLIN

HAUPTSTADT
DER DDR

Oder

WESTBERLIN

Frankfurt

Potsdam

Spree

Cottbus

Neiße

Mulde

Elbe

Leipzig

Luppenaue

Colditz

Eschfelder Teiche

Dresden

Oberlausitz

Karl-Marx-
Stadt

C.S.S.R.

EINE ANTHOLOGIE IN ZWEI BÄNDEN
HERAUSGEGEBEN VON GRETEL DRECHSLER
UND WOLFGANG POLTE

HELMUT DRECHSLER

Pirsch
mit Kamera und Feder

ERSTER BAND

URANIA-VERLAG LEIPZIG·JENA·BERLIN

Mit einem Vorwort von Gottfried Mauersberger, Kustos und Leiter der Ornithologischen Abteilung im Institut für Spezielle Zoologie der Humboldt-Universität zu Berlin

Zum Geleit

Heute, da sich schon ein halbes Jahrzehnt seit dem Tode Helmut Drechslers rundet, ist sein Name nach wie vor ein Begriff. Sein Leserkreis, die große Zahl der Naturfreunde jedes Alters, der immer wieder zum „Drechsler“ greift, um seine packend beschriebenen Entdeckerfahrten nachzuerleben, ist kaum kleiner geworden.

Der volksbildnerische Wert von Drechslers Schilderungen hat keinerlei Einbuße erlitten. In der vorliegenden zweibändigen Anthologie ist er durch die von so prominenten Fachkollegen und Drechslerfreunden wie Professor Dr. Heinrich Dathe und Gottfried Mauersberger verfaßten Vorworte und durch wissenschaftliche Anhänge sogar erhöht worden.

Für die Jugend sind Drechslersche Texte, seine Schilderungen auf lockere Art, wie ehemals geeignet, da sie dem natürlichen jugendlichen Drang nach dem Abenteuer gerecht werden, ohne ihn in unerwünschte Bahnen zu lenken. Auf diesem Wege werden gleichzeitig biologische Kenntnisse vermittelt und die Anregung, diese Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen.

Helmut Drechsler hat bei uns bisher keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Das Bedürfnis nach Büchern seines Genres ist aber immer wieder spürbar. So schien es uns nur zu berechtigt, diese Anthologie als Auslese des Wertvollsten, was er seinem großen Leserpublikum hinterlassen hat, zu schaffen.

Es ist ein schöner Zufall, daß die Anthologie zu einem Zeitpunkt erscheint, da sich der Gründungstag von Colditz, der Vaterstadt Helmut Drechslers, zum 700. Male jährt. So gewinnt die Anthologie doppelte Bedeutung: einmal als rückschauende Würdigung der literarischen und fotografischen Leistung Drechslers, zum anderen als ehrender Beitrag zum Jubiläum einer Stadt, die für Helmut Drechsler nach strapazenreicher Arbeit „draußen“ Ruhepunkt, „kraftspendende Oase“, war.

Der Verlag

Tierfotografie im Dienste der Wissenschaft

Tiere traten dem Menschen am Beginn entgegen im Kampfe um die Erhaltung seiner nackten leiblichen Existenz und seiner Art, die nur eine war unter vielen. Tiere waren Feind und Beute, oft beides zugleich. Der Mensch lernte es in jahrtausendelangem Ringen, sich von den bedrohlichen Zufälligkeiten einer feindlichen Natur unabhängig zu machen. Die Entwicklung der Kultur entzog den großen, dem Menschen gefährlichen Tieren mehr und mehr den Lebensraum; Haustierte traten an die Stelle des Nahrung und Kleidung spendenden Wildes. Das Verhältnis des Menschen zum Tier wandelte sich. In der vom Menschen umgeformten Landschaft stellen größere Tiere nur in geringem Maße Beute dar, Feinde aber kaum noch. Geblieben ist einem Teil der zivilisierten Menschheit der Drang des Jägers.

Im Urjäger schon lebte der Wunsch, dem Wilde, dem Ziel seiner gefahrenreichen Jagd wie seiner magischen Phantasie, in bildhafter Darstellung bleibenden Ausdruck zu verleihen. Knochenzeichnungen und Höhlenmalereien von hoher Schönheit, entstanden vor mehr als 10 000 Jahren, geben davon Kunde. Tiere sind immer wieder Gegenstand künstlerischer Gestaltung gewesen. Das Bedürfnis der Wissenschaft an getreulichem Abbildung des lebenden Tieres erhob sich; immer genauer hatte das Bild zu sein, das sie verlangte. Da bot sich die Erfindung der Fotografie als Hilfsmittel der Forschung an, ständig verfeinert und vervollkommenet. Farbenempfindliche Filme ermöglichen naturnahe Wiedergabe; kürzeste Belichtungszeiten mit dem Elektronenblitz vermögen auch schnellste Bewegungen zu erfassen. Welcher Weg von der mühsam in die spröde Knochenmasse eingeritzten Zeichnung zur farbigen Tierfotografie, die wir Heutigen so selbstverständlich betrachten!

Vom Künstler wie vom Jäger muß der etwas in sich haben, der das Bild eines Tieres wahrhaft festhalten will, sei nun Griffel oder Präzisionskamera sein Werkzeug. Er muß trachten, die Lebensweise dieses Tieres zu kennen, soll nicht nur irgendeine Abbildung entstehen, sondern ein Bild, das von der Gestalt und von der Umwelt, von der Schönheit und vom Leben zum Beschauer zu sprechen vermag.

Die von der Hand des Künstlers geschaffene Darstellung von Tieren unterliegt anderen Forderungen und Gesetzmäßigkeiten als die fotografische Natururkunde, mögen beide auch im Einzelfall dem gleichen Zwecke, der wissenschaftlichen Illustration, dienen. Die Zeichnung hat dem Lichtbild die Möglichkeit voraus, ein Tier genau in der gewünschten Weise darzustellen und für wichtig erachtete Einzelheiten hervorzuheben

oder überhaupt erst sichtbar zu machen. Die Fotografie wiederum hat den Vorzug des unmittelbaren Dokuments. Freilich schließt auch sie Fälschungen nicht gänzlich aus, doch sind solche im Bereich der wissenschaftlich auswertbaren Tierfotografie von geringem Belang.

In besonderem Grade haben stets die Vögel zu getreuer bildlicher Wiedergabe ange-regt. Der große Kreis der Freunde der Gefiederten verlangte und verlangt immer neue, immer bessere Bilder. Vorzügliche Leistungen verdanken wir Künstlern wie Johann Friedrich Naumann, Gustav Mützel, John Gould, Bruno Liljefors, Otto Klein-schmidt, Robert Scholz und R. T. Peterson. Zu den Pionieren der Tierfotografie zählten neben C. G. Schillings, der mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Elelescho jagte, der Vater des biologischen Unterrichtsfilms, Georg E. F. Schulz, und der säch-sische Ornithologe Rudolf Zimmermann. Sie sind heute fast nur noch dem Fachmann vertraut; die Entwicklung der Fotografie hat sie überholt. Als Meister der farbigen Natururkunde gelten heute John Markham, Loke Wan Tho(†), in Europa allen voran Eric Hosking. In Deutschland und darüber hinaus wurde in den Jahren nach dem zweiten Weltkriege ein Tierfotograf bekannt, der mit wachsendem Geschick nicht nur die Kamera, sondern auch die Feder zu führen verstand: Helmut Drechsler.

In Büchern und in Tausenden von Vorträgen trug er das Bild des Tieres und seiner Umwelt zu den Menschen und öffnete ihnen Auge und Herz für die Schönheit des vielgestaltigen Lebens der Natur. Die Schilderungen, mit denen er seine Bilder umgab, waren eine Synthese von wissenschaftlichem Bericht und lockerer Reportage, gewürzt mit frischem Humor, der gern das Vormenschliche im höheren Tier (und damit auch das in der Ahnenreihe der Gattung Mensch wurzelnde Tierverwandte in uns) gut-mütig oder satirisch aufs Korn nahm, und mit einem gehörigen Schuß Naturromantik, dessen der der Stadt verhaftete Mensch des technischen Zeitalters doch wohl hin und wieder bedarf. Drechslers unbekümmerter Naturburschenstil verrät in der Neigung zu romantischer Grundhaltung ebenso wie im Bestreben, aus wenigen Strichen das Gesamtbild der Landschaftsstimmung erstehen zu lassen, unverkennbar den Einfluß von Hermann Löns. Seine fotografische Gestaltungsweise und sein unmittelbarer Sinn für empfindsame Bildwirkung mit romantischer Tönung, die freilich für man-chen Beschauer zuweilen die Grenze des Naturkitsches streifen mochte, haben ihm im Verein mit der ansprechenden Verquickung von Foto und Text auf den Bildseiten seiner Bücher nachhaltigen Erfolg (die meisten Bände erschienen in mehreren Auf-lagen) und einige Auszeichnungen gebracht.

Der Weg, den Helmut Drechsler ging, war ihm keineswegs vorgezeichnet und schon gar nicht geebnet. Er führte den am 18. September 1916 in Colditz in Sachsen ge-borenen Arbeitersohn, dessen Mutter nach dem frühen Tode des Vaters für die drei Kinder allein zu sorgen hatte, über eine Aufbauschule, die dem begabten Jungen außer einer Freistelle so wenig bot, daß er ihr mit 17 Jahren wieder den Rücken kehrte, in die Lüneburger Heide. Tags verdiente er sich dort sein Brot als Landarbeiter; des Abends aber lauschte er den Erzählungen der Landleute. Spukgeschichten, Sagen und Märchen, umwittert vom Zauber ländlicher Romantik und geboren aus Natur-verbundenheit wie aus abergläubischer Scheu vor Unerklärbarem, vernahm er dabei; er sammelte sie sorgsam, um sie nach und nach in Zeitungen zu veröffentlichen.

Spuren dieser Eindrücke seiner Jugend finden sich noch allenthalben in seinen späteren Schilderungen. Was den schriftstellernden Tierfotografen mit gesundem Geschäftssinn, wie wir ihn dann kennenlernten, charakterisierte, halfen die nächsten Stationen seines Lebens vorzubereiten: seine Tätigkeit als kaufmännischer Lehrling, als Verwalter eines Bildarchivs und schließlich als freier Bildberichterstatter, Journalist und Schriftsteller. Die Geradheit dieses Lebensweges erfuhr freilich unliebsame Unterbrechungen von außen her durch Arbeitsdienst, Militärdienst und Kriegsgefangenschaft. Mit 24 Jahren heiratete er.

Mit den bescheidensten Mitteln begann er, zunächst die „kleine Welt am Wegesrand“ mit ihren Pflanzen und Kleintieren im Farbbild einzufangen und die intime Schönheit des Stückchens Natur unmittelbar vor den Toren der Stadt in anspruchsloser, aber liebevoller Plauderei dem unachtsamen Spaziergänger nahezubringen. In den diesem tastenden Versuch folgenden Darstellungen hat sich Drechsler in dem Maße, wie seine Kenntnisse wuchsen, immer mehr bemüht, das ganze Bild der schönen Landschaft mit seinen Einzelheiten in ihrem Zusammenwirken vor dem Hörer und dem Leser lebendig werden zu lassen.

Er wählte für seine sommerlichen Unternehmungen gerne die urtümlichen Landschaftsformen aus. Die Lebensgemeinschaften am stehenden Süßwasser sind seit vielen Millionen von Jahren in ihren grundsätzlichen Daseinsbedingungen etwa gleich geblieben. Gerade die ursprünglichen Landschaften aber sind – etwa gegenüber der Kultursteppe und den Holz- und Harzplantagen – am meisten gefährdet. Wie selten finden wir noch naturnahe Wälder (echten Urwald gibt es bei uns längst nicht mehr) oder ein ursprüngliches großes Luch! Diese Lebensgemeinschaften sind ebenso vom Aussterben bedroht wie einzelne Tier- und Pflanzenarten. Vorzüglich solchen Tieren, meist Vögeln, deren Lebensraum und Bestand bei uns immer empfindlicher eingeengt werden, spürte Helmut Drechsler mit seiner Kamera nach, um wenigstens ihr Bild für kommende Geschlechter erhalten zu wissen. Gute Aufnahmen von eben jenen Vögeln, meist großen und auffälligen Arten, sind gewöhnlich technisch einfacher zu erlangen – man denke zum Vergleich an die Vorgänge in der dunklen Bruthöhle von Spechten oder am schwer auffindbaren Nest eines Zeisigs! Drechsler hielt solche Bilddokumente aber mit Recht für dringlicher und wußte dabei, daß sie auch eindrucksvoller und damit publikumswirksamer sind.

Keineswegs sollen damit die Schwierigkeiten geleugnet werden, die sich dem entgegenstellen, der behutsam in das Reich scheuer und zurückgezogen lebender Tiere eindringen will, ohne ihren Lebenslauf zu beeinträchtigen oder sie gar zu gefährden! Nicht einmal sein eigener Pfad darf Räubern den Weg weisen zum versteckten Nest. Nur der kann all dies ermessen, der sich selbst schon darin versucht hat. Allein das vielstündige Stillsitzen im unbequem engen Versteck ist anstrengender, als der Unkundige glauben mag, weil man sich eben nicht bewegen darf. Nervenanspannung, Brütheitze im Zelt (oft gegen 50 °C!) und Mücken tun das Ihre, keine Behaglichkeit aufkommen zu lassen. Der Weg zum Ansitz birgt oft Gefahren; tückisches Schwingmoor oder bröckelndes Felsgestein fordern dem Tierfotografen alle Behutsamkeit und ein beträchtliches Maß Wagemut ab. Daß ihm in der hohen Zeit, da unter jedem

von selbst. Helmut Drechsler hat sich stets voll eingesetzt für seine Aufgabe. Seine Gefährten wußten manche wagehalsige, ja tollkühne sportliche Leistung von ihm zu berichten. Das Wissen darum läßt uns die Art, wie er sein Leben verlor, nur noch rätselhafter erscheinen.

Meisterliche Natururkunden in leuchtenden Farben werden stets ihre Liebhaber finden. Ihre ästhetischen wie ihre volksbildnerischen Werte sind unbestritten. Ihre wissenschaftliche Aussagekraft dagegen wird leicht überschätzt. Sie ist für die moderne Zoologie gewöhnlich geringer als die der technisch vielleicht weniger brillanten Bilder, die der mit wissenschaftlicher Fragestellung arbeitende Fachmann erlangt. Er weiß, wo die Probleme liegen, und sieht das Wesentliche. Die Zoologie ist in den letzten Jahrzehnten zu ganz neuen Fragen gelangt, deren Beantwortung viel mehr erfordert, als ein Fotograf, und sei er auch ein Meister seines Faches, in die Waagschale legen kann: fast ausschließliche Beschäftigung mit einem bestimmten Problem oder mit einer kleineren Tiergruppe, umfassende und eingehende Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur darüber, scharfen Blick für unterscheidende Feinheiten, ständige kritische Überprüfung des Beobachteten wie seiner Deutung, peinlichstes Protokollieren und intensiven Vergleich mit einem mit der Zeit schier unübersehbaren Berge von Schrifttum.

Eine Rechtfertigung der Arbeit Drechslers von dieser Seite erscheint verfehlt und unangebracht. Es gehörte nicht zu seinen erklärten Zielen, wissenschaftlichen Problemen mit Hilfe des schönen Farbfotos beizukommen. Er sah seine Aufgabe eher in der archivalischen Erhaltung bedrohter Lebensformen. Gleichwohl enthalten seine Schilderungen nicht wenige für die Zoologie, speziell die Ornithologie, neue Einzel Tatsachen. Wer aber kann bei der zeitraubenden Suche nach Tatsachenmaterial außer dem ohnedies ins uferlose anschwellenden Fachschrifttum noch Bildbände durchlesen, um darin – vielleicht – etwas Wichtiges zu finden? Es bleibt zu beklagen, daß sich Drechsler nicht entschließen konnte, aus seinen mit so großem Aufwand an Zeit, Geldmitteln und technischer Einrichtung gewonnenen Erfahrungen in den Fachzeitschriften zu berichten, wo sie für den Spezialisten auswertbar bleiben. Bei so eingehender Vertrautheit mit einzelnen Tieren, wie sie die erfolgreiche Arbeit des Tierlichtbildners zur Voraussetzung hat, ergeben sich fast nebenher mehr interessante Einzelheiten als in ein populäres Buch Eingang finden können. Leider aber waren alle Vorstellungen umsonst – und darum letztlich auch ungezählte Stunden seiner Feldarbeit!

Dennoch hat all sein Bemühen außer dem Bildungswert einen großen Nutzen gezeitigt: Es hat aufgerüttelt, weite Kreise zum Nachdenken über den Naturschutzgedanken geführt und manchen zu eigenem Einsatz angeregt. Die Anschauung, die er als Vortragender und als Schriftsteller Zehntausenden bot, hat unmittelbarer und darum besser und nachhaltiger gewirkt als ein noch so gut gemeintes Buch oder ein Referat über Notwendigkeit, Sinn und Ziel des Naturschutzes, die beide doch nur den ansprechen, der nicht mehr wirklich für diesen Gedanken gewonnen werden muß. Diesen tieferen Sinn seiner Arbeit hat Drechsler nie verkannt.

Tierfotografie und Naturschutz stehen aber auch noch in einer anderen, unerfreulichen Beziehung zueinander: Verantwortungslos unachtsame Kamerajäger haben zumal bei

den als Objekt besonders begehrten „imposanten“ Tierarten vielfach fühlbaren Schaden gestiftet. Meist sind dies ja gerade die auch sonst stark bedrohten Tiere. Unsere Naturschutzgesetzgebung macht ausdrücklich die Fotoarbeit an den vom Aussterben bedrohten Arten von einer besonderen Genehmigung abhängig, die zu Recht fast stets verweigert wird. Auch in jedem anderen Falle hat der Kamerajünger alle Behutsamkeit zu beachten, die von der Ehrfurcht vor dem Leben geboten wird. Lorbeeren kann er auch (und gerade) bei den kleineren und häufigen Tieren erwerben, wo sich ein Verlust, der bei aller Zurückhaltung nicht immer zu vermeiden ist, viel leichter ausgleicht. Den gefährdeten Arten hat er fernzubleiben.

Gewiß hat Drechslers erfolgreiche (und einträgliche) Tätigkeit manchen jungen Mann zu eigenem Tun angeregt; er selbst hat diese Herren mit dem wirksamen Hinweis auf Zeit, Kosten und seinen eigenen Vorsprung an Technik und Erfahrung zu kurieren versucht. Ernsthafte Konkurrenz brauchte er ohnedies nicht zu fürchten. Auch heute, da sich eine Flut von vergleichbaren Büchern über das aufnahmefreudige Publikum ergießt, unter denen auch vorzügliche Darstellungen zu finden sind wie etwa die des alterfahrenen Walter von Sanden-Guja, bleibt Drechslers Werk von Bestand. Er hatte den anderen voraus, daß er stark in die Breite wirkte; seine Vorträge und Bücher warben wechselseitig füreinander und trugen so ihren Inhalt in weiteste Kreise unseres Volkes. Der Name Helmut Drechsler war darum zu einem Begriff geworden; fast immer wurde er zuerst genannt, wenn von Tierfotografie die Rede war.

Die Nachricht vom Tode Drechslers erregte vielerorts Bestürzung. Zu glauben, daß der erst 43jährige, dessen Sicherheit, Kraft und Gewandtheit die Besucher seiner Vorträge so beeindruckt hatte, tödlich abgestürzt sei, mag manchem nicht leichtgefallen sein. Am 4. Februar 1960 vollendete sich sein Schicksal am Steilufer eines Flusses in Zentralafrika.*

Eine Fülle fotografischen Materials in seinem Nachlaß, den Frau Gretel Drechsler verwaltet, harret der Auswertung; Zoologen, Botaniker, Geographen, Naturschützer, Ethnographen und Anthropologen werden in diesem Archiv manches erwünschte Bilddokument finden können.

Sein Name wird seinen Freunden gegenwärtig bleiben. Den vielen Menschen aber, denen er mit seinen lebensvollen Schilderungen unaufdringliche Belehrung, Entspannung und Freude geschenkt hat, ist die folgende gedenkende Auswahl zugedacht.

Berlin, im November 1964

Gottfried Mauersberger

* Den Verlauf der afrikanischen Fotosafari, die mit Drechslers Tode endete, hat sein Begleiter Karl Behrend in seinem Buch „Afrikafahrt mit Helmut Drechsler“ (1961, VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig) erzählt. In ornithologischen Fachzeitschriften erschienen zwei Nachrufe: 1961 im „Journal für Ornithologie“ Band 102, S. 108, von Prof. Dr. Heinrich Dathe und 1963 in den „Beiträgen zur Vogelkunde“ Band 8, S. 310 bis 313, von Gottfried Mauersberger.

Sommer am Teich

Der Teich ist die ursprünglichste aller unserer Landschaftsformen und Lebensgemeinschaften. Denn *darum* geht es hier: um die Lebensgemeinschaften! Nichts ist für sich allein denkbar, das Schilf nicht und der Karrekiet, der Drosselrohrsänger nicht, und nicht die Enten und die Taucher und die Schwalben unter den weißen Wolken – sie alle sind voneinander abhängig, sie alle wirken aufeinander.

Zuerst also waren die Meere da und bedeckten die Erdoberfläche, bis sich das Land aus ihnen erhob. Und die Becken auf ihm blieben oder liefen voll Wasser und bildeten weite bewegte Seen und kleine stille Teiche . . .

Da liegt nun der Teich, silbrigblau vom Widerschein des Himmels oder frühlingsgrün vom leichten Schilfüberzug, oder moorigbraun. Das kleine und das große Leben im Wasser sinkt, abgestorben, tiefer und hebt den Grund langsam empor, bis die Vielzahl leichtfingriger und dünnwurzlicher Pflanzen in seinen Faulschlamm hinabgreift und einen grünen Schleier darüber legt. Einmal wird jeder Teich zum Schwingmoor, zum Sumpf, zur feuchten Wiese. Die Pflanzen trocknen sie aus, der „Pflanzenverein“ ändert sich, und als Endstufe in dieser Entwicklung steht der Hain mit Sträuchern und mit Bäumen.

Vielleicht ist es dies Stück Landschaftsgeschichte, das, unbewußt, in uns sich bewegt, wenn wir am Teich stehen und wieder den Anschluß gefunden haben an jene erste, ursprüngliche Zeit, da das Leben aus dem Wasser der Urzeit stieg und sich fortentwickelte. Die stillen, starken Menschheitsströme münden aus uns dann in jenen Sekunden wieder in den Teich, den Ursprung allen Lebens! Der Kreis ist abermals geschlossen, und du, Mensch, versinkst wieder in der Umwelt, die dich formte, wie sie die Tiere und die Pflanzen geformt hat.

So wie du habe ich oft am Ufer des Teiches gestanden und mich davontragen lassen in ferne Zeiten . . .

Das Summen ungezählter Mückenflügel und gläserner Fliegenschwingen und das Knistern der Libellenflügel ist um mich und das leise Quaken der Grasfrösche und der Glockenton der Unken, die im flachen Wasser Hochzeit feiern. Zuweilen starrt mich, sekundenschnell, ein schwarzes Perlenauge aus dem gelben Schilf und aus dem Röhricht an und verschwindet lautlos zwischen den Halmen. Beim Streunen durch den unendlichen Schilfgürtel taucht hier und da, scheinbar verlassen und ohne sichtbare Verbindung zu einem festen Halt in dieser unübersehbaren Halmwildnis, ein Nest

auf, dieses noch leer, jenes Nest mit einigen weißen oder hübsch gesprenkelten Eiern. Sekunden vorher war noch die Wärme eines Körpers über ihnen, um das Leben in ihnen zu erwecken durch ausdauerndes Brüten. Jetzt aber steht es verlassen: Die Vögel, die es bauten, sind geflohen, untergetaucht in diesem Dickicht von Halmen und Schwertblättern. Still liegt das Rohr, und ferne warnt ein Vogel. Der magische Kreis ist gestört durch mein grobes Eindringen in diese geheimnisvolle Welt in Risch und Rohr, zwischen Schilf und Binsen.

Bis zur Schilfgrenze vorgedrungen, wo im tieferen Wasser Schilf und Rohr sich nicht mehr wohl fühlen und das Feld den Teichgrundgewächsen überlassen, zwischen denen der Zwergtaucher jagt und die Tauchenten herumschnattern, von da aus sehe ich, wie sich weit draußen auf dem leichtgekräuselten Wasser die Haubentaucher schaukeln, warnend schreien und mich aufmerksam und mißtrauisch beobachten. Die Teichhühner sind untergetaucht wie die Zwergtaucher und verfolgen, den Kopf unter ein Wasserpflanzenblatt versteckt, aufmerksam jede meiner Bewegungen.

Da liegt sie vor mir, die weite Wasserfläche. Hier und da ist sie von Binsenbüschen durchbrochen, und hinter mir dehnt sich das weite Schilfdickicht, da licht und leicht und durchsichtig wie ein Birkenhain im Frühling, dort undurchdringlich, wo sich ein- und mehrjähriges Rohr und Kolbenshilf mit jungen, grünen Halmen verwirren. Das sind die bevorzugten Einfallplätze der Stare, die zur Nacht sich hier versammeln und in leisen Schlaf sinken und noch im Dahindämmern allerlei wirre Vogelstimmen nachflöten. Dort ist kein Durchkommen, denn schlimmer kann keine Dornenhecke sein, und überall auf Halmen und Schwertblättern liegen die trockenen Kotballen der Schlafgäste.



Mit einem Schlage ist die Welt wie verzaubert: Die Sonne bricht durch die grauen Wolken, die am Horizonte sich gelagert hatten. Abertausend Tautropfen glitzern im Gehälm, rollen die langen, schmalen Blätter des Schilfes entlang, vereinen sich mit anderen und schießen mit großer Fahrt am Stengel hinunter, ins Wasser zurück, aus dem sie einstens aufstiegen. Rötlichgelb liegt der frühe Schein über dem jungen hellen Schilf und über den dunklen Binsen, die in einzelnen Büschen vor der Schilfgrenze schaukeln. Schwache Dunstschleier ziehen über die weite Wasserfläche, schweben hoch, zerdrehen sich im leise aufkommenden Frühwind, der vom Wasser über das Schilf zieht und über dem braunen Ackerboden aufsteigt in den Morgenhimmel.

Es ist jetzt Anfang Mai.

Aus dem Schilf, da, wo die versteckten und stillen Teichecken sind, klingt der trillernde Balzruf des Zwergtauchers über die weiten Teichwiesen dahin und verliert sich drüben am Buschstreifen des schmalen Wegsaums, der vom Dorfe in die Teichwiesen und weiter hinaus in die Feldmark führt. Schwalben schießen noch dicht über die Grasspitzen dahin, nehmen mit ihren großen Schlünden allerlei Mücken- und Fliegenvolk auf und lassen sich auf den Wellen des Windes weit emportragen. Sie sausen mit hellem Zwitschern durch die Luft, hinaus über das junge Schilf, jagen nun ganz flach über das kühle Wasser, schwenken geschickt, kommen in voller Fahrt wieder zurück und fegen in die sich sammelnden Mückenschwärme hinein.

Um die Zeit, da die Samenstände des Kolbenshilfs ihre silbrigen Flugsamen auf die Reise schicken, ändert die Teichwiese zum ersten Male ihr Gesicht. Nach der zauberhaften Zeit des Löwenzahns, der die Wiesen erst goldgelb überzog mit seinen Blüten-



köpfen und dann weiß überstäubte mit den luftigen Samenständen, ist nun wiederum die Zeit des buttergelben Hahnenfußes und der rotvioletten Kuckuckslichtnelke gekommen, an deren Stengel massenhaft der „Kuckucksspeichel“ der Schaumzikade hängt, eine speichelähnliche Flüssigkeit, in der die kleinen grünweißen Larven der Zikade sitzen. Das Gefleckte Knabenkraut lugt hier und da heraus, und bald schon leuchtet die Wiese rotbraun vom Wiesenrispengras, zwischen dem dichte Büschel des Fuchsschwanzes mit seinen hellrosa gefärbten Ähren stehen. Die Margeriten tauchen auf im roten Wiesenklée, nach dem schon die ganze Wiese duftet. Überall spürt man durch den Geruch winterfaulen Schilfes die Pfefferminze von den Rändern der Wege, die durch die Teichwiesen führen. Die ganze Welt ist jetzt ein einzig Blühen. Wenn der Wind vom Dorfe her kommt, bringt er den berückenden Duft der blühenden Akazien mit. Die Wiesen riechen schon nach Heu, obwohl die Gräser noch in voller Größe stehen. Ach, bald wird die Sense klingen und die schlanken Halme schneiden, und dann ist die Herrlichkeit vorbei . . .

Im zeitigen Frühjahr, als hier und da noch kleine schmutzige Reste Schnee auf den Wiesen und vor allem im Sonnenschatten der Wälder lagen, feierten die braunen Grasfrösche und die Kröten im flachen, von der Frühjahrssonne leicht erwärmten Wasser schon Hochzeit. Die sonst das ganze Jahr stummen Grasfrösche hatten jetzt Stimme bekommen und wollten es den Teichfröschen, die mit ihnen den Winter über steif, im Schlamm des Teiches versteckt, in einer Art Kältestarre gelegen hatten und unter den ersten warmen Sonnenstrahlen wieder hervorgekrochen kamen, gleichtun. Die Ufer wimmelten von Hochzeitern, die mit ungeschickten Sprüngen und glasigen Augen stur ihren Weg zogen, bis sie sich mit der Angebeteten vereinen konnten. Nur die dunkleren Wasserfrösche lagen noch draußen auf dem Wasser und sonnten sich. Sie paaren sich erst Ende Mai oder Anfang Juni.

Die Grasfrösche legen ihren Laich in großen Haufen im flachen Wasser ab, die Wechselkröten den ihren in drei bis vier Meter langen Doppelschnüren, an denen in etwa zehn Zentimeter Abstand jeweils ein Ei sitzt.

Die Sonne und das Wasser brüten ihn aus, und eines Tages schlüpfen aus den Eiern die kleinen Kaulquappen. Die wachsen nun munter heran und führen im seichten Wasser zwischen Schilf, Rohr und Binsen, da, wo jetzt noch die Sonne hineinscheinen und das Wasser erwärmen kann, ein geselliges Leben. Büschelweise sammeln sie sich in unvorstellbaren Mengen um einzelne Schilfhalme wie die Eisenspäne um einen Magnetpol und wedeln leise mit den kleinen Schwänzchen. Dann wachsen die Hinterbeine, die Vorderbeinchen kommen, und nun haben sich ihre Schwänzchen so weit zurückgebildet, daß man meinen konnte, sie seien abgefallen, und eines Tages im Mai klettern sie aus dem Wasser heraus ans Ufer. Sie sind jetzt von Kiemenatmern zu Lungenatmern geworden und haben zunächst noch zierliche dünne Beinchen und winzige Schwanzstummel. Dunkelbraunschwarz und grünbraun gefärbt hüpfen sie durcheinander, noch rat- und hilflos. Tausende werden eine Beute der Vögel, die jetzt an ihnen einen guten Tag haben, und ebenso viele gehen in den Nachtfrost zugrunde. Aber es sind noch genug, die nun, groß geworden, den Sommer überstehen und im Winter wieder in den Schlamm des Teiches hinabrudern und dort den Winter starr und steif überdauern, bis die Frühlingssonne des nächsten Jahres sie wieder weckt. Dann

liegen sie abermals im warmen Wasser und blinzeln in die glühende Sonne. Ab und zu ziehen sie die Haut über die Glotzaugen mit der goldgelben Iris.

Da zuckt wie ein Blitz ein herrlich blaugrün schillernder Vogel in schnellem Fluge geradeaus über den Wasserspiegel und fußt auf einem dünnen Aste, der am Ufer über die bewegte Flut herausragt. Schön leuchtet die kastanienrote Unterseite in der Sonne. Es ist der Eisvogel, der Königsfischer, der hier sein Brutrevier hat.

Regungslos sitzt er auf dem Zweig und starrt ins Wasser. Eine lange Zeit vergeht. Plötzlich stürzt er kopfüber von seinem Sitzast und verschwindet plätschernd in der Flut, um gleich darauf emporzutauchen und mit behendem Schwung wieder auf dem Aste zu landen. Ein Fisch leuchtet in seinem langen, spitzen Schnabel auf. Einige Male schluckt der schöne Vogel. Der Fisch liegt noch nicht richtig, er hat ihn in diesem jähen Sturze von seiner hohen Warte noch nicht „mundgerecht“ packen können. Nun aber ruft er laut und durchdringend „tiiht“ und schwirrt, den Fisch im Schnabel, davon, seiner Brutröhre zu, die er am nahen Bachrand unter überhängenden Wurzeln in die Lehmwand gegraben hat. Ganz leicht ansteigend führt sie etwa einen Meter tief in das Erdreich hinein. Die sechs Jungen sind am 14. Mai aus den rundlichen weißen Eiern gekrochen. Die Eischalenreste liegen unter dem Einschlupfloch der Brutröhre dicht am Ufer verloren zwischen den Grashalmen.

Da kommt der prächtig schillernde Vogel herangeschossen. Er fußt auf einem Pfahl, der in der Bachwindung am Ufer in den Bachgrund eingeschlagen ist, und äugt nach allen Seiten. Nochmals ruft er gellend „tiiht“, wippt mit dem kurzen Schwanz, flattert dann mit schnellen harten Flügelschlägen der Röhre zu und verschwindet wie ein geschleuderter Stein in der dunklen Öffnung.

Still ist's wieder am Bach. Man hört nur das Murmeln der Wellen über den hellen Kieseln und das Plätschern der Fische, die vom Teich her stromauf drängen. Das Zetern einer Amsel klingt herüber und das Warnen einer Grasmücke im Ufergebüsch. Vielleicht hüpfet der Eichelhäher wieder stehend durchs Gezweig.

Drinne in der Röhre hat der Eisvogel inzwischen gefüttert. Die Jungen sitzen am Ende der Röhre in einem kleinen Kessel im Kreise. Das unmittelbar vor dem Einschlupf hockende Junge bekommt den Fisch, den der Altvogel im Schnabel mitbrachte und mit dem Kopf voran fütterte. Hat der geatzte Jungvogel seinen Kot in die Röhre entleert, rückt die ganze Kinderschar genau soviel weiter im Kreise, daß nun das nächste Junge vor dem Röhrenende zu sitzen kommt und wartet, bis wieder ein Altvogel mit einem Fisch im Schnabel die lange dunkle Brutröhre heraufhuscht und füttert. So dreht sich dieses „Fütterungskarussell“ immerfort, bis die Jungen, flügge, die Röhre verlassen.

Da taucht der glitzernde Eisvogel schon wieder am Einflugloch auf und fliegt zu seinem gewohnten Sitzast. Sofort stürzt er sich ins Wasser, plantscht eine Weile und schnellst zu seinem Ast zurück. Das wiederholt sich mehrere Male, bis der Vogel allen Kot, der beim Kriechen durch die enge Röhre an seinem bunten Gefieder hängen geblieben ist, abgespült und abgewaschen hat. Dann putzt er sich ausgiebig und schießt mit hellem Ton davon, seinem alten Fangplatz zu. Das Jagdgebiet erstreckt sich etwa vierhundert Meter bachab bis in den Teich und ebenso weit bachauf.

Nun sitzt er wieder zehn, fünfzehn Minuten lang still, bis ein Fisch, eine kleine Ka-



rausche oder eine Schleie unter ihm daherschwimmt. Dann stürzt er sich schnell mit kühnem Sprung kopfüber in die glitzernde Flut, taucht bis hinunter zu dem Fisch, dolcht ihn, rudert mit den Flügeln wieder an die Oberfläche und schwingt sich auf den Ast zurück.

Daß das Männchen häufiger mit Fischen ankam als das Weibchen, lag wohl an seinem ergiebigeren Jagdgebiet bachab, während das Weibchen immer stromauf abflog und meist erst wieder nach längerer Zeit zurückkehrte. Da sitzt es nun, und sein prachtvolles Gefieder leuchtet in der Sonne. Die Krallen sind – wohl vom Graben der vielen Brut- und Schlafröhren – stark abgenutzt.

Dort, wo das Ried ins hohe Schilf übergeht, sitzt ein kleiner Vogel mit schwarzem Kopf am Rande des Röhrichts. Geschickt hält er sich mit seinen Zehen an einem gelbbraunen hohen Halme fest und trägt seinen bescheidenen Gesang vor. Nur das Rauschen und Raunen des Schilfes ist sonst zu hören und ab und zu von draußen ein harter Möwenschrei. Und in diese Stimmen klingt das etwas wehmütige Lied des Rohrammerhahnes.

Nicht weit von ihm wird das Nest liegen, auf dem jetzt das Weibchen brütend sitzt. Wir brauchen nur quer durch die Pfützen auf den singenden Hahn zuzuschreiten. Und richtig: Mit hellem Ton flattert ein kleiner, spatzengroßer Vogel aus dem Ried und hängt sich in die schwankenden Stengel des vorjährigen trocknen braungelben Rohres. Aufmerksam und ängstlich huscht er in den Halmen um mich herum. Täppisch wie ein Ungeheuer steige ich im flachen Wasser und harten Gras umher. Angstvoll tönt der Ruf. Er ist ein zuverlässiger Anzeiger für die Nähe des Nestes, das ich auf diese Weise immer enger und sicherer umkreise, bis ich es endlich gefunden habe, das kleine, hübsche Nest der Rohrammer. Versteckt liegt es zwischen Ried und Gras am Boden des Grasbüschels; in ihm glänzen matt vier kleine marmorierte Eier.

Schon nach vierzehntägigem Brüten, an dem sich beide Gatten beteiligen, schlüpfen die Jungen aus. Ich kann die ganze Brutbiologie und nun auch das Füttern der Jungen aus meinem, etwa 1,5 Meter vom Nest entfernt stehenden flachen Versteck genau beobachten. Anfangs umflatterten die beiden Alten mich ängstlich, wenn ich ins Versteck kroch, aber bald wurden sie vertrauter. Vor allem das Männchen mit seinem dunklen Kopf kümmerte sich dann nicht mehr um mich. Nur das Weibchen verlor seine Scheu nie völlig.

Die Augen der Jungen sind anfangs noch geschlossen, sie öffnen sich erst im Laufe der nächsten Tage zu einem schmalen Spalt, der dann täglich breiter wird. Die Alten fliegen mit Graseulenraupen, Fliegen und Mücken an, und ab und zu kommt auch einmal eine kleine Schnecke mit. Das Nest wurde nur vom Weibchen saubergehalten, das immer so lange sitzen blieb, bis der gefütterte Jungvogel seinen Kotballen herausdrückte. Dann packte es diesen, der von einem dünnen Häutchen umgeben ist und in dem sowohl der Kot als auch der Urin gleichzeitig enthalten sind, und verschluckte ihn. Am 3. Mai war das Gelege vollzählig, und am 16. Mai schlüpfen in kurzen Abständen die Jungen. Am 22. Mai hatten sie schon einen kurzgefiederten Kopf mit Flaumhärcchen, und die Flügel wiesen blauschwarze Spelzen auf. Auf dem Rücken beiderseits



des Rains lugten schwarzblaue Federansätze. An diesem Tage starb ein Kleines. Das Männchen blieb diesmal etwas länger aus als sonst, und das Weibchen war, seiner Gewohnheit entsprechend, unmittelbar nach dem Füttern wieder abgeflogen. Es huderte nie wie das Männchen, das nach dem Atzen immer so lange mit gebreiteten Flügeln über den Jungen sitzen blieb, bis das Weibchen schwirrenden Fluges mit Futter zurückkam.

Ein Jungvogel also drückte dünnflüssigen Kot aus, atmete schneller als die anderen, krabbelte fiebrig im Nest umher, legt sich auf den Rücken und wandte den viel zu dicken Bauch nach oben. Nach einer halben Stunde endlich kam das Männchen wieder an. Vielleicht hatte es erst einmal einen Ausflug nach dem drei Kilometer entfernten Hirsefeld gemacht, denn Hirse fressen die Rohrammern für ihr Leben gern! Da aber lag das Junge matt und, wie es schien, bereits leblos unter den übrigen.

Am 27. Mai waren die Jungen flügge, saßen im Ried und ließen sich noch ein Weilchen von den Alten füttern. Am 5. Juni waren die Alten schon wieder über dem zweiten Gelege, um eine Zeit also, da die scheuesten und seltensten Vögel am Teich, die Zwergrohrdommeln, gerade mit ihrer einzigen Brut begannen. Jetzt sind die Alten wieder heimlich wie zuvor. Während des Fütterns sah man sie regelmäßig in weiten Wellenflügen über das Schilf dahinschweben und unmittelbar über dem Nest ins Gehälm einfallen. Jetzt aber huschen sie nur durchs Röhricht. Wenn das schwarzköpfige Männchen mit der weißen Halsbinde zum Brüten auf die Eier geht, dann turmt das Weibchen zuweilen behende an einem Halme empor und schaukelt sich im leichten Winde.



In der südwestlichen Ecke des Teiches steht ein mächtiger Rohrwald. Er tritt bis unmittelbar an den Teichrand heran und greift sogar bis in die Wiese über, wo er sich mit Schneidgras und Binsen vermischt. Das Wasser ist flach, und die Sonne kann es leicht erwärmen, so daß sich auf seinem dunklen Grunde noch vielerlei Wasserpflanzen ansiedeln: das Hornkraut, Tausendblatt und Wasserpest und das Brachsenkraut und ein ganzer Urwald von zierlichen Armleuchtergewächsen. Die großen Schwimmblätter der Mummeln, der gelben Seerosen, liegen ruhevoll auf dem glitzernden Wasser, und die gelben Blüten erheben sich auf den dicken fleischigen Stengeln weit über die Wasseroberfläche und sehen sich so in ihrer vollen Gestalt im Spiegel des stillen Teiches.

Ein Stück weiter, wo der Teichgrund sich hebt und das Wasser flacher wird, ragen die ineinander verzahnten Stengel des Schachtelhalmes heraus und bilden einen lichten grünen Hain. Die Bisamratten liegen gern in ihm ruhig auf der Wasseroberfläche, den breiten beschuppten Schwanz anmutig in einem eleganten Bogen über den Wasserspiegel heraushebend, und knabbern die jungen Triebe der Wasserpflanzen ab, die sie oft zierlich mit den Vorderpfoten halten. Dort, wo das tiefe und schnellfließende Wasser aus den Bauernwiesen in den Teich einmündete, lagen oft graue und bräunliche Krebse unter dem Ufer. Aber sie hielten sich nie lange im stillen Wasser und kehrten eines Nachts bald wieder in den Fluß zurück.

Noch vor acht Tagen wußte ich nicht genau, wo der Zwergrohrdommelhorst stand. Wir hatten wohl den Dommelhahn balzen hören, morgens und abends und in der Nacht, auch tagsüber, vor allem nach Regengüssen. Wir hatten die Stelle, aus der das geheimnisvolle „Wru, wru, wru“ klang, genau angeschnitten und konnten sagen, daß auf diesem bestimmten Quadrat der Balzplatz sein mußte. In seiner unmittelbaren Nähe befand sich erfahrungsgemäß auch meist der Horst. Aber . . .

Wir hatten gesucht, Tag um Tag, mit den Schulkindern aus dem Dorfe Ketten in Meterabstand gebildet – nichts war zu finden! Es gab Stunden, in denen ich richtig mutlos wurde, wenigstens was die Hoffnung auf das Finden eines Zwergrohrdommelhorstes betraf. Ich entsann mich des alten Ornithologenwortes, das da sagt: Die Horste von Rohrdommeln sucht man nicht, sondern die findet man einfach! Heute möchte ich schwören, daß ich an dem späteren Fundort bestimmt schon einmal, wenn nicht sogar mehrere Male, vorbeigekommen bin.

Und so stand auch ich einige Tage später plötzlich davor, an einer Stelle, wo ich ihn nie vermutet hatte: drei Meter von der viel befahrenen Teichstraße entfernt in der Röhrlichecke bei den Drosselrohrsängern.

In vier Tagen hatten wir dann das Versteckzelt langsam bis auf anderthalb Meter an den stachlichten Horst herangeschmuggelt, ohne daß die Altvögel das Gelege für immer verließen. Nach vielen Versuchen glückte der Ansitz, und nun war der Bann gebrochen, ich war in den magischen Kreis der Schilfbewohner eingeschlossen, und ohne Scheu kamen nun die Dommeln auf den Horst.

Als ich zum ersten Male ins Versteck kroch, wartete ich stundenlang vergebens. Es wurde Mittag, und die Sonne stieg langsam wieder tiefer. Nichts! Ich verließ das Versteck ergebnislos, stellte aber eine halbe Stunde später fest, daß das Gelege unmittelbar nach meinem Weggang besetzt worden war. Am nächsten Tage das gleiche, und am dritten Tag nochmals! Endlich kam ich dahinter! Nun nahm ich einen Jungen

aus dem Dorfe mit, und unter einem Sack versteckt gingen wir, eng aneinander geschmiegt, laut singend und pfeifend zum Horst. Ich kroch heimlich ins Zelt, und der Junge watete ebenso laut singend wieder den gewundenen Pfad zurück ans Ufer. Und siehe da: Er war kaum um die Ecke, da kam das Rohrdommelweibchen langsam herbeigestelzt. Urplötzlich setzte sich mitten im Rohrwald ein Schatten in Bewegung. Ich habe den Schatten im Verdacht, schon die ganze Zeit während unseres Versteckmanövers an derselben Stelle gewesen zu sein. Sicherlich hatte das Weibchen dort in der „Pfahlstellung“ gesessen und uns genau beobachtet. Aber es war ja alles in Ordnung: Es kam ein Mensch an den Horst, und er zog auch wieder ab; also: Die Luft war jetzt rein!

Langsam und lautlos, etwa in Meterhöhe über dem Wasser, stieg das Weibchen heran, immer gleich zwei bis drei Rohrhalm mit den langen Zehen umklammernd, und setzte sich auf die sechs bläulichweißen Eier. Ich drückte den Auslöser der Kamera durch! Das leise metallische Geräusch genügte, um die Rohrdommel sofort aus ihrer Versunkenheit aufschnellen und die Pfahlstellung einnehmen zu lassen. So saß sie nun unbeweglich, Hals, Kopf und Schnabel steil nach oben gerichtet, und starrte zu mir her, genau auf das glänzende Objektiv meiner Spiegelreflex-Kamera.

Ich weiß nicht, wie lange wir so unbeweglich gesessen haben, eine kleine Ewigkeit lang. Dann hatte sie sich endlich wieder beruhigt und sank langsam zurück auf die Eier und brütete weiter.

Die Sonne stieg höher, und die Tage verrannen im Glast. Wenn der Drosselrohrsänger unmittelbar über dem Horst knarrte oder das Trillern des Zwergtauchers unvermittelt herüberklirrte oder das harte „Terror“ eines Teichhuhnes aufklang, blickten die Zwergrohrdommeln jedesmal auf, horchten, beobachteten aufmerksam, blieben aber sitzen. Es wurde immer unerträglicher im Zelt. Der Schweiß tropfte mir von der Stirn auf die Kamera. Auch dem Zwergrohrdommelmännchen wurde es ungemütlich über den Eiern. Es sperrte den langen spitzen Schnabel auf und schnappte mit hechelnder Kehle kurzatmig nach Luft.

Am 21. Juni, morgens sieben Uhr, waren zwei Junge geschlüpft, ein weiteres Ei angepickt, um acht Uhr das dritte Junge geschlüpft, das vierte Ei angepickt. Das älteste Junge hackte dem zuletzt geschlüpften vor Hunger auf dem Kopfe herum und versuchte zu schlingen. Die Alten fütterten noch nicht. Als ich an diesem Tag um elf Uhr wieder an den Horst kam, waren nur noch drei Junge und zwei Eier im Horst. Das vierte Junge, das jüngste war verschwunden. War es über den Horstrand gefallen und von einem dicken Frosch oder dem alten grauen Hecht, der zwischen den Halmen stand, verschlungen worden? Oder waren die älteren Geschwister in ihrem Heißhunger einfach über das Kleinste hergefallen? Das geheimnisvolle Verschwinden beunruhigte mich, und ich beobachtete von nun an die Jungen viel sorgfältiger. Sie waren, wenn die Alten beide draußen standen, sehr lebhaft, gierten dauernd leise und krochen im Horst umher.

Selbst wenn die Alte huderte, krabbelten sie unter dem Brustgefieder hervor und gingen auf Entdeckungsreise am Horstrand entlang.

Da schrecke ich aus meinem Dösen auf, denn das gleichmäßige Lichtgefimmer hinten am Rohrwald wird plötzlich unterbrochen, und lautlos, wie ein Schemen, stelzt eine





Rohrdommel heran. Es ist das Männchen, das aus dem Rohrdickicht auftaucht und still auf den Horst steigt. Es nimmt immer den gleichen Weg durch die Halmwildnis. Ich könnte auf der Spiegelscheibe meiner Kamera genau die Bahn einzeichnen, die es jedesmal kommt. Nun steht es stelzbeinig über den Jungen, sperrt den Schnabel auf und sträubt das Schopffieder, und das Weibchen versteht und verschwindet so lautlos, wie das Männchen ankam.

Der Dommelhahn steht und wartet. Eine ganze Weile vergeht, nichts rührt sich. Die Jungen dösen und hecheln in der Mittagssonne. Ab und zu nur räkelt sich eins. Plötzlich aber reckt das Kleinste den stachelichten Kopf, piepst heiser und giert das Dommelmännchen hungrig an. Sofort beugt dies seinen langen Hals herunter, und das Junge umfaßt mit seinem Schnabel den Ansatz des spitzen, dolchartigen des Alten. Jetzt beginnt das Männchen eigenartige Schlingbewegungen zu machen, und nach kurzer Zeit schon wird im Schnabelhals ein mattblitzender Fisch sichtbar, der sehr schnell hervorgewürgt und mit spitzem Schnabel dem Jungen geboten wird. Drei von den fünf stürzen sich gierig auf die Beute und zerren sie hin und her.

Schließlich packt das Jüngste den Fisch und wirft ihn so lange im Schnabel hin und her, bis er mit dem Kopf zuerst verschlungen werden kann. Doch so rasch geht der lange Fischleib den Schlund nicht hinunter, und noch eine ganze Weile sitzt das Junge aufrecht da, mit stocksteifgerektem Hals, bis der Fisch langsam in den Magen rutscht. Weit hinten im Schilf beginnt ein heftiges Plantschen und Gezänk. Bleßhühner streiten sich. Der Dommelhahn blickt nur mit dem stechenden gelben Auge zur Seite, döst weiter und starrt den Fliegen nach, die flink die gelbbraunen Rohrhalme auf und nieder laufen.

Aber jetzt wird er aufmerksam und sträubt unmerklich die Schopffedern. Ganz hinten taucht das braunrückige Weibchen auf. Der Hahn wartet gar nicht erst, bis das Weibchen auf den Horst gestiegen ist, sondern verschwindet lautlos in den Halmen. Nun bezieht er wieder seinen Jagdplatz draußen an der Rohrgrenze, wo er kleine Karauschen oder junge Schleien dolcht, die im flachen warmen Wasser im verspielten Lichtgeflimmer des Schilfes umherschwimmen oder mit leise fächernden Seitenflossen stehen. Blitzschnell stößt dann der scharfe spitze Schnabel hinab und packt die silberschimmernde Beute.

Das Weibchen muß nun auf dem Horst genauso ruhig und lange wie vorher das Männchen über den Jungen stehen bleiben und warten, bis wieder eins Hunger bekommt und den Schnabel aufsperrt; denn ohne das Betteln der Kleinen wird das Ausspeien nicht ausgelöst. Es stellt sich aber mit gelockerten Flügeln so, daß es mit seinem etwa tauben-großen Körper die stechenden Sonnenstrahlen von den Jungen abhält: Es hudert.

Im Augenblick aber, da sich das nächste Junge hungrig meldet, beugt auch das Weibchen seinen Kopf herunter und würgt die Beute aus dem Kropf direkt in den Schlund des Jungen hinein.

So vergeht ein Tag nach dem anderen über dem Teich. Der Wasserspiegel sinkt beträchtlich; weite Schlamm-bänke tauchen auf, die am Tage von allerlei Gästen bevölkert sind, die man sonst nicht sehr oft am Teiche sieht: Bruchwasserläufer und Fluß-uferläufer. Auch die jungen Kiebitze stehen hier und picken die Insektenlarven aus dem trockenen, rissigen Schlamm.

Die Rohrdommeln müssen sich nun andere Jagdplätze suchen, denn an ihren alten Stellen, an der Röhrichtgrenze, steht kein Wasser mehr. Jetzt wagen sie es sogar, abseits vom Schilf und Rohr im freien Wasser zu stehen und zu stechen. Aber so wohl fühlen sie sich dabei nicht. Lieber streichen sie flach über dem Wasserspiegel dahin und fallen auf der gegenüberliegenden Seite im Schilf ein, wo das Wasser noch einige Meter hinein den Grund überspült.

Die Jungen wachsen sehr schnell heran, sie müssen sich ja auch dazuhalten, denn sie sind verhältnismäßig spät erbrütet worden, und im frühen Herbst fliegen die Zwergrohrdommeln schon wieder südwärts in die Winterquartiere. Bis dahin müssen die Jungen groß und kräftig genug sein für den weiten Flug über Länder und Meere.

So vertraut wie mit den beiden Altvögeln wurde ich mit den Jungen nie, obwohl sie mich doch vom ersten Tage ihres Lebens an kannten. Sie blieben mißtrauisch, bis sie flügge waren und den Horst für immer verließen. Vielleicht ist die instinktive Abwehr gegenüber dem Menschen bei diesen Vögeln so groß, daß erst eine gehörige Portion Erfahrung, abhängig natürlich von einem gewissen Alter, notwendig ist, um diese ererbte Scheu zu überwinden wie bei den beiden Elternvögeln, die mich im Laufe unserer Bekanntschaft so weit und so gut kennenlernten, daß ich die letzten Tage ganz ohne jede Tarnung im Zelt sitzen konnte. Allerdings: Wenn ich zum Horst kam, verschwanden sie lautlos, und erst nach zwei- bis dreimaligem Füttern während meines Ansitzens wurden sie vertraut. Ich konnte schließlich die Zeltvorhänge zurückschlagen und völlig frei arbeiten. Sie ließen sich dann auch durch das Auswechseln der Apparate nicht mehr stören. Die Jungen reagierten vom ersten Tage an ganz anders, heftiger. Sie stachen mit den Schnäbeln sofort schon ins Objektiv der nahe gehaltenen Kamera. Kaum zwei Tage alt, nahmen sie schon die „Pfahlstellung“ ein, wenn ich mich dem Horst näherte. Nach acht Tagen haben sie dicke Federsplinte bekommen und ergreifen bei meinem Näherkommen die Flucht. Sie steigen vom stacheligen Horst in die Halme und klettern an ihnen hoch, klammern sich mit den langen Beinen und Zehen und dem langen, noch nackten Hals fest und richten sich stocksteif auf, wenn ich sie aufstöbere, und sitzen da wie ein Pfahl. Die Augen stehen ein ganz klein wenig nach vorn und halten mich genau fest. Das Rohr wiegt im leichten Winde hin und her, und der kleine Vogelkörper wiegt mit. Dabei sind die Beine mit den im Verhältnis zum Körper noch überlangen Zehen krampfhaft bemüht, sich festzukrallen und festzuklammern. Aber selbst diese Bewegungen „fließen“ unendlich ruhig, bis der Körper wieder erstarrt.

Über eine Stunde muß ich dann regelmäßig in meinem Zelt warten, ehe ich sie wieder am Horst auftauchen sehe. Strahlenförmig steigen sie bedächtig, beinahe jeden Halm, den sie ergreifen wollen, einzeln fixierend, von allen Seiten aus der Höhe herab und nehmen wieder im Horst Platz beim Nestkücken, das fauchend sitzengeblieben war. Wenn alle wieder beisammen sind, füttern die Alten, die unterdessen unmittelbar am Horst in Deckung saßen, weiter.

Um die Zeit, da draußen vor den Schlammhängen die ersten Jungreiher stehen und nach Fischen stechen, verlassen die Jungen den Horst . . .



Unsere Uhu-Expedition mit Kamera und Elektronenblitz war ein Vorstoß ins Dunkle, im wahrsten Sinne des Wortes: Erfahrungen, die wir bei unseren anderen früheren Aufnahmearbeiten gewonnen hatten, galten hier nichts, denn der Uhu, unsere größte Eule, ist ein Nachtvogel, dessen von der Kamera erfassbares Leben erst beginnt, wenn die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Spitzen der Fichten rötlich färben, wenn der Drosseln Gesang verklingt und die Rotkehlchen stille geworden sind.

Daß in der vorausgehenden Beobachtung und in der Aufnahmetechnik andere als bisher übliche Wege beschritten werden mußten – Wege, die in beiderlei Hinsicht mit aller nur denkbaren Vorsicht begangen wurden! –, ist selbstverständlich. Wir wußten ja von vornherein, daß der Uhu zu den vorsichtigsten, scheuesten und am leichtesten zu vergrämenden Vögeln zählt.

In den Wochen von Anfang April bis Ende August des Jahres 1951 waren wir Tag und Nacht am Uhu! Bei uns lag das Schwergewicht auf dem Fotografischen. Trotzdem wurden alle biologischen Vorgänge beobachtet, denn ihre Kenntnis bildet ja genau genommen überhaupt erst die Voraussetzung für die Filmarbeit! Man kann nur *das* Tier gut und umweltgetreu auf den Film bringen, dessen Verhaltensweise man kennt. Und doch: Fast jeden Tag und hier jede Nacht ergeben sich neue Erkenntnisse, neue Überraschungen, die uns die aus früheren Beobachtungen gezogenen Schlüsse wieder korrigieren lassen.

Es soll nicht der Zweck dieses Bildberichtes sein, eine Übersicht von dem bisher über den Uhu Geschriebenen zu geben, sondern den Leser teilhaben zu lassen an einer aufregenden Entdeckerfahrt in wenig erforschte Gebiete der deutschen Vogelwelt, in das Reich des Uhus, der nur noch in wenigen Brutpaaren in deutschen Landen haust, an den unzugänglichsten Felswänden, in versteckten Tälern, in wilden Felsklüften, wie sie als Kulisse für den „Freischütz“ nicht besser gedacht werden können. Dort ist er zu Hause, der große Vogel mit dem samtweichen rindenbraunen Gefieder, den großen dunklen Federohren und den unheimlichen, bernsteingelben Augen . . .

Obwohl die alten Uhus schon länger an Menschen gewöhnt sein mußten, haben wir grundsätzlich vermieden, sie noch besonders auf uns aufmerksam zu machen. Um die 27

Zeit, da sie abends wach wurden, waren wir mit dem Einbau der Apparate fertig und bereits wieder verschwunden. Gegen 19 Uhr war Stille am Brutfelsen. Die Zeit reichte auch meist gerade noch, um auf die andere Seite der Saale zu gelangen. Von dort konnten wir dann den Alten oft noch rufen hören, und bald darauf sahen wir ihn, von seinem alten Ruheplatz aus dem Fels abstreichen. Meist schlug er nur wenige Male die breit klatfernden Schwingen, brachte sie dann in Segelstellung und schwebte wundervoll ruhig in schwach abgleitender Bahn zum anderen Saaleufer hinüber. Kurz vor der Wand der dunklen Fichten steilte er hoch und entschwand meinen Blicken. An der ersten gelungenen Blitzaufnahme (noch am Horst) war deutlich zu erkennen, wie *träge* die Anlage arbeitete. Der Altvogel hatte den etwa einen Meter vor dem Horstrand gespannten, schwach durchhängenden Seidenfaden bei der Landung glatt zerrissen und damit den Drahtbügel sofort zusammengedrückt. Aber bis der Blitz aufleuchtete, hatte der Vogel – wie erwartet – noch den Horstrand erreicht, aber auch schon die Schwingen zusammengelegt. Was der Altvogel an Beute anbrachte, ist nicht zu erkennen, da sie – genau wie die beiden Junguhus – hinter dem Fels verborgen ist, der links ins Blickfeld hereinragt (Foto Seite 30, oben).

Dies war das einzige Blitzfoto (Seite 31, unten), das wir infolge der vorgerückten Zeit am Horst erhielten, bevor der Wandetrieb die Jungen erfaßte. Dann legten wir das Geschüh an, und der Schauplatz verlagerte sich auf die höher gelegenen Felsvorsprünge. Die bewegteste Blitzaufnahme gelang eines Morgens um 2.36 Uhr, wie die beim Aufleuchten des Blitzes durch Selenzelle und Relais stillgestellte Uhr bewies: Das alte Weibchen war mit einem Hasen, den es mit dem Schnabel im Genick gepackt hatte, am Felsrand angefliegen und dann auf hohen Fängen auf die Jungen zugeschritten, die Flügel noch waagerecht haltend. Sofort stürzen ihr die beiden Junguhus flügelschlagend entgegen, um ihr die Beute zu entreißen und zu kröpfen. Anfangs schneidet die Alte die Beute noch selbst an, indem sie ihr den Kopf abreißt. Von hier aus fressen die Jungen dann weiter. Später tun's die Jungen allein.

In den ersten Wochen *nach* dem Verlassen des Horstes war das Zusammengehörigkeitsgefühl der beiden Nestlinge nicht mehr sehr groß. Als wir uns daher entschlossen hatten, die Jungen außerhalb des Horstes *beide* ans Geschüh zu legen, banden wir sie an je einen dünnen Lederriemen, und zwar so weit auseinander, daß sie sich nicht verheddern konnten. Am nächsten Morgen war das stärkere Weibchen verschwunden: Der Lederriemen war an einer Öse, die das ohnehin morsche Leder durchbrach, zerrissen. Vom Sitzplatz der Ausreißerin war nichts zu entdecken, da wir nicht um die nahe Felsnase herumgucken konnten. Wir hofften, daß sie sich am Abend durch ihren Hungerruf verraten würde. Leider kamen wir nicht zum Verhören. Am nächsten Morgen aber, als ich die Kamera wieder abbauen wollte, saß das junge Weibchen treu und brav neben dem Angepflockten und glotzte mich an, ohne Anstalten zur Flucht zu machen. Wahrscheinlich haben sich die beiden wieder gegenseitig in der Dämmerung angerufen, möglicherweise ist aber auch nur der Kleine gefüttert worden, so daß die Größere zu ihm zurückkam. Jedenfalls saßen sie nun einstweilen wieder eng aneinandergeschmiegt unter dem überhängenden Felsen.

So haben wir auch hier schließlich noch darauf verzichten können, *beide* Junguhus ans Geschüh zu legen. Solange *einer* festhing, blieb der andere in seiner unmittelbaren Nähe. Da die Jungen noch nicht fliegen konnten und die Schwingen nur gebrauchten, um beim Überqueren einer Felsspalte das Gleichgewicht zu halten, bestand zunächst noch keine Gefahr, daß die Seidenfadenanlage anders als durch Anflug eines Alten ausgelöst wurde. Der unterste Faden hing jetzt so hoch, daß der Junguhu drunter weg steigen konnte.

Einmal hatte mich der alte Uhu – trotz aller Vorsicht! – doch bei der Arbeit am Felsen beobachtet, und zwar, als ich die erste Kontakanlage außerhalb des Horstplatzes einbaute. Wahrscheinlich deswegen kam er wohl in der nachfolgenden Nacht nicht füttern. Ich hatte jedenfalls keine Rupfreste gefunden, und die Anlage war unberührt. So verfütterte ich an die Jungen, um sie nicht zu gefährden, einen jungen Stallhasen, den sie bis zum Abend, als ich die Kamera abermals aufschraubte, gekröpft hatten. Als der nächste Morgen das gleiche Ergebnis zeigte, baute ich die Anlage an einen anderen Felsvorsprung, der außerdem völlig freien Anflug aus dem Luftraum gestattete. Das konnte möglicherweise ebenfalls Einfluß auf die Alten haben. Später, als die beiden Junguhus jeder allein waren, saßen sie nämlich in der Dämmerung, wenn sie mit ihrem heiseren kurzen Hungerruf einsetzten, stets auf freien, weit vorspringenden Felskanzeln.

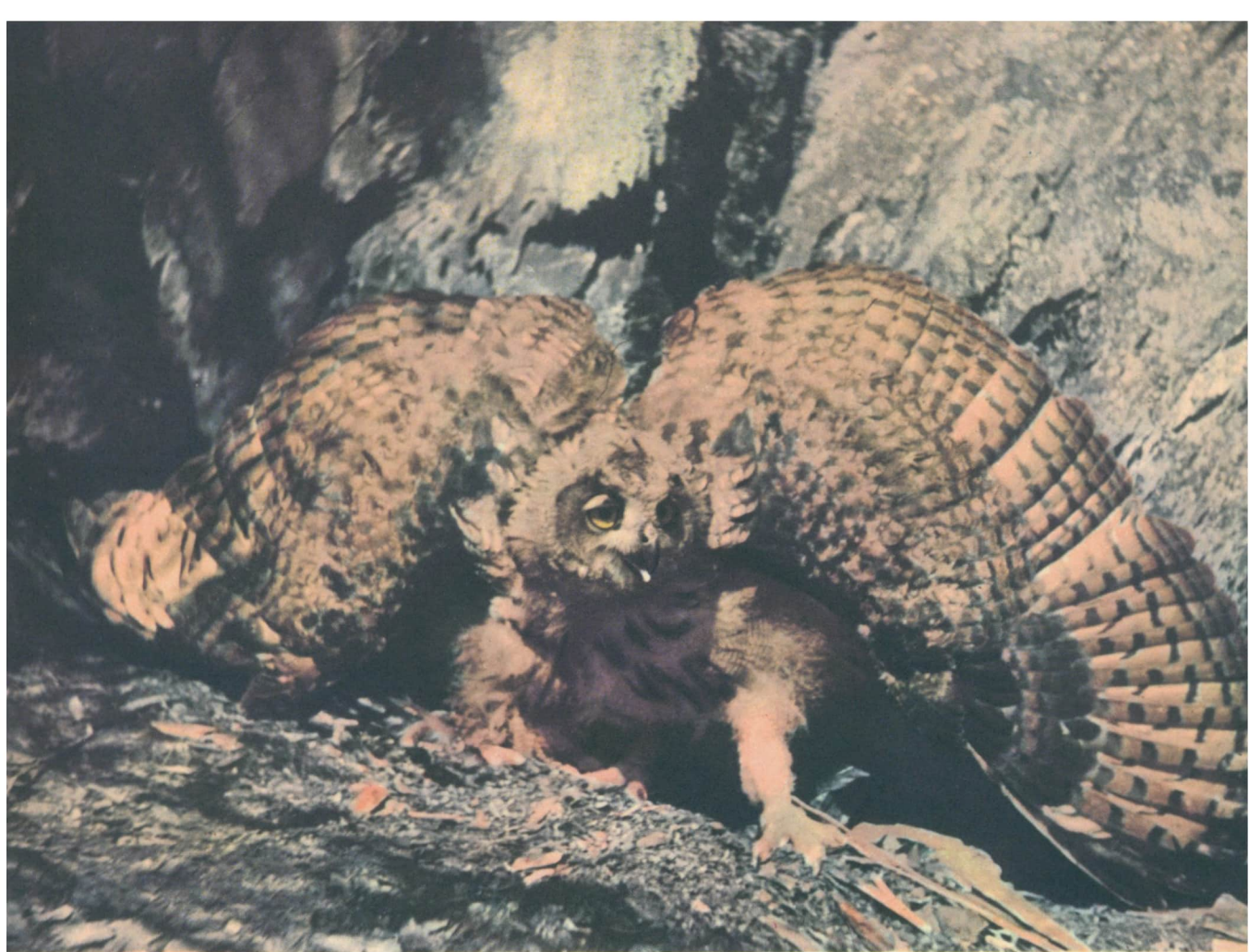
Und richtig: In der ersten Nacht, in der die Anlage an diesem neuen Platz „fängisch“ gestellt war, war gefüttert worden. Der festgebundene Junguhu hatte einen Junghasen bekommen, den er bis auf die Hinterpfoten gekröpft hatte. Was der andere vorgelegt bekam, war nicht festzustellen, da keinerlei Fraßreste zu sehen waren. Beide saßen aber satt und zufrieden in ihrer Ecke. Der erstere hatte das Hasenhinterviertel unter sich versteckt.

Am nächsten Morgen hatte der Angepflockte anscheinend nichts oder nicht genug (vielleicht auch nur ein kleines Beutetier: eine Maus oder einen kleinen Vogel?) zu kröpfen bekommen, denn er rief noch am hellen Tag hungrig vom Felsen herunter. Bei meinem Abstieg zu den Kameras schwang sich der alte Uhu aus einer etwa 15 Meter entfernt stehenden alten knorrigen Eiche ab. War er nun zufällig noch wach, trotz des hellen, klaren Morgens? Oder hatte er „gewartet“, um zu sehen, ob das Zweibein immer noch da ist?

An den nächsten Tagen gingen – immer am Spätnachmittag – schwere Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen über dem Saaletal nieder. Einmal war mir, als ich die Anlage fängisch gestellt hatte, das Blitzlicht buchstäblich unter den Fingern ausgelöst worden. Es begann während des Einbaus wieder zu regnen, und obwohl ich die Fäden ziemlich stark hatte durchhängen lassen, zogen sie sich unter der Feuchtigkeit so schnell zusammen, daß der Draht am Kontaktbügel richtig herumgebogen wurde. Ich hörte das Zeitwerk der Kameras ablaufen, und da blitzte auch schon der Aluminiumreflektor auf! Aus!

Heute morgen bin ich schon um 6 Uhr am Felsen. Beim Abstieg zum Sitzplatz der Jungen habe ich eine Kamera mit dem 18-cm-Sonnar schußbereit um den Hals hängen. Vielleicht bekomme ich noch einmal einen alten Uhu zu Gesicht! Überall brodeln der Nebel und wirbelt an den Baumhängen hoch. Die Sonne versucht fahlweiß durch die





Wolkenvorhänge zu brechen und zaubert die Schatten der Fichtenspitzen wie Strahlenkronen auf den Nebel. Die Kuppen der Felsen ragen wie Inseln aus der Nebelflut, die im Tal der Saale und in denen der Seitenbäche liegt.

Die Kontakanlage ist wieder einmal unberührt, aber die Jungen sitzen friedlich und satt da. Ich möchte nur einmal wissen, *wie* die Alten hier anfliegen! Beim Ausschrauben der Blitzbirne, halb hinter einem Strauch verborgen, sehe ich plötzlich einen alten Uhu parallel zur Felswand abstreichen und auf einer überhöht frei stehenden alten Kiefer, etwa 30 Meter von hier, aufblocken. Der Alte äugt zu mir her. Wie ein Gespenst sitzt er über dem Brodem im Geäst, die Federohren aufgerichtet, in gespannter Haltung. Im gleichen Augenblick, da ich mich aufrichte, streicht er mit zweimaligem scharfem Rufen, beinahe so wie ein Eichelhäher, ab. Beim Schreien im Fluge reißt er den Schnabel weit auf.

Im nächsten Augenblick ist er im Nebel verschwunden. Bald darauf hörte ich vom jenseitigen Saalehang das Männchen erst zweimal, dann noch dreimal rufen. Gleich darnach lärmten die Häher aus der gleichen Richtung herüber. Sicher hatten sie ihn jetzt entdeckt. Zum „Schuß“ bin ich nicht gekommen!

Es war wirklich so, als wäre der Teufel mit den Uhus im Bunde! Tatsächlich verblitzten alle unsere restlichen Kolbenblitze ohne Erfolg. Entweder stieß einer von uns selbst an die gespannte Anlage, oder eines der Jungen schlug mit den Flügeln an die Fäden, noch bevor ein Alter mit Beute anflog. Wir machten es nun kurz: Als die jungen Uhus begreifen lernten, daß sie Flügel hatten, haben wir dem Gefesselten das Geschüh wieder abgenommen. Bevor wir sie aber sich selbst überließen, haben wir sie noch beringt. Die Vogelschutzstation Friedrichsanneck hatte uns auf unsere Bitte hin zwei Ringe der Vogelwarte Helgoland geschickt, die den Jungen um den rechten Fang gelegt wurden. Das war ein Kunststück für sich! Um die gefährlichen Krallen auszuschalten, griff ich einen Jungvogel nach dem anderen und legte ihn geschickt auf den Rücken. Sofort wurde er friedlich wie ein Säugling. Von den Fängen, deren Krallen meist mit Fäulnisbazillen (von den faulenden Fleischresten der Beutetiere) behaftet sind, mußten wir uns sehr in acht nehmen! Unser Förster hatte einmal einen der jungen Uhus in die Hand nehmen wollen. Dabei hatte der Uhu zugeschlagen, und die Krallen eines Fanges waren tief ins Fleisch eingedrungen. Der Mann hatte seine Unvorsichtigkeit mit mehrwöchigem Gipsverband seiner Hand bezahlen müssen!

Unsere beiden Junguhus waren Ringvögel Nummer 11 138 und 11 139 geworden. Vielleicht helfen sie nun, etwas Licht in das Dunkel der Zug- und Verhaltensforschung beim Uhu zu bringen. Vielleicht findet ein einsamer Wanderer in zwanzig bis fünf- und zwanzig Jahren (so alt ungefähr soll ein Uhu in freier Wildnis werden!) irgendwo in einer stillen Landschaft einen toten Uhu, der einen Ring mit einer dieser Nummern trägt. Dann wird gebeten, den Ring mit Angabe des Fundortes, des Datums und der eventuellen Todesursache (Erschöpfung, Fangeisen, Schuß, Flug gegen Hochspannungsleitung usw.) an die nächste Vogelschutzstation oder -warte oder unmittelbar an die Vogelwarte Helgoland selbst zu schicken. Wir wissen zum Beispiel noch immer nicht, wohin die Jungen ziehen, wenn sie sich im Herbst von den Alten absondern.

Bleiben sie in der Nähe? Siedeln sie sich in einem geeigneten, dem Jagdgebiet der Alten benachbarten Felsen an? Falls sie wandern: Wohin führt sie der Weg?

Es riecht jetzt überall nach Heu. Die Bauern beginnen mit der Mahd. Manchmal stehen große weiße Wolken am blanken Himmel. Das Getreide ist in die Höhe geschossen und säumt die Feldwege und Straßen. Überall flitzen Quarthasen aus dem Gras und zickzacken vor dem Rade herum. Es wird Sommer. Die beiden Junguhus, die schon von Anfang an äußerst futterneidisch waren, gönnten sich jetzt gegenseitig gar nichts mehr. Sowie einer etwas vorgelegt bekam, setzte er sich darauf und verteidigte es energisch gegen die Gier des anderen. Langsam schwindet das frühere Zusammengehörigkeitsgefühl. Sie gehen schon ganz gefährlich aufeinander los und keckern dabei hell und laut. Wenn einer noch einen Beuterest unter sich liegen hat, genügt schon das plötzliche Auftauchen eines Menschen, um den Uhu die Schreckstellung einnehmen zu lassen. Er faucht dabei böse und schlägt die Schnabelhälften hart aufeinander. Unheimlich glühen die Augen aus dem Kopf. Bis auf die Federohren ist der Junguhu jetzt schon völlig befiedert.

Inzwischen sind die beiden jungen Uhus prächtig herangewachsen. Unmerklich sind die hellgrauen und schachbräunlichen Daunen den braun und gelbweiß geschepperten weichen Federn gewichen, und eines Morgens beim Abstieg fällt einem dann plötzlich auf, daß sie eigentlich doch bis auf die dunklen Federohren voll *befiedert* sind. Mit den „Ohren“ hat das noch Zeit, die kommen kaum vor Dezember, vielleicht sogar erst im Januar des nächsten Jahres. Jetzt sitzen die Geschwister auch nicht mehr beisammen, wie vorher, sondern haben sich getrennt. Das junge Weibchen krächzt allabendlich aus der alten Brutwand heraus, das schwächere junge Männchen dagegen von einem vorspringenden, leicht überhängenden seitwärts liegenden Felsen herunter.

Anfangs hatte ich mich verwundert gefragt, wie das kleine Männchen da hinübergekommen sein könnte, denn ich hatte die beiden noch nicht fliegen sehen und glaubte auch kaum, daß sie es in meiner Abwesenheit getan haben könnten. Eines Abends aber sah ich den Kleinen wandern, Fuß vor Fuß setzend, anscheinend unbeholfen stolpernd, dann plötzlich aber behende hüpfend und springend und so gewandt große Strecken zurücklegend. Saß er eben noch auf diesem Felsvorsprung, so schrie er wenige Minuten später schon von einem anderen . . .

Das junge Männchen schwang sich zuerst ab, und den Anstoß dazu gab leider ich selbst. Eines Abends, als es noch still am Felsrand saß und ins Tal blickte, trat ich beim Absteigen eine Schieferplatte los. Sie sauste ein Stück neben ihm vorbei und schlug etwa fünf Meter unter ihm mit Getöse auf das Gestein. Auf all dies hatte es blitzschnell reagiert: Auf das Knirschen, das Losbrechen, das Vorbeistürzen und das Aufprallen hin schwang es sich unversehens hinaus über den Abgrund. Da geht es dahin und schwebt über das dämmrige Tal, dem jenseitigen Abhang zu. Von nun an ist es für mich kaum noch erreichbar; es *weiß* jetzt, daß es fliegen kann. Aber jeden Abend, wenn die Sonne sinkt, sehe ich es auf seinem Schlaffelsen sitzen.





Oft, wenn sie sehr hungrig sind, beginnen die Jungen schon zu rufen, bevor sich der Alte gemeldet hat. Die letzten Sonnenstrahlen blitzen noch über die Spitzen der Schieferfelsen, da schreien sie ihren Hungerruf in den sinkenden Tag. War die Fütterung der Nacht dagegen so reichlich, daß die Jungen noch am Tage nachkröpfen konnten, dann bleiben sie meist still, bis der Alte gerufen hat. Die Abstände zwischen den „Buhu“-Rufen des alten Männchens betragen im allgemeinen 6 bis 14 Sekunden. Der Beginn dieses Rufens fällt unterschiedlich . . .

Als Ende Juli die Hänge bunt wurden von gelber Wolfsmilch, blauer Natternzunge und rötlichem Gras, verließen wir die Jagdhütte am Saalehang und gingen auf Fahrt, um die Uhus im Harz, in den stillen Tälern des Thüringer Waldes, in der Fränkischen Schweiz, vor allem im Flußgebiet der Wiesent, am Ostrand der Eifel, im Ahrtal und im Schwäbischen Jura zu besuchen.

Zurückgekehrt, war unser erster Gang zum Uhufelsen. Lange, bevor die Sonne sank, saßen wir am gegenüberliegenden Hang in Deckung und beobachteten. Wie schon seit Wochen jeden Abend, so schreckte auch heute der starke Bock mit tiefem Baß. Sicherlich brachen jetzt die Sauen wieder durch die Dickung und störten ihn aus seiner Ruhe auf. Wie immer tat sich im hohen Ufergras die alte Ricke nieder. Gegen 20 Uhr zogen drüben am Hang vier Stück Rotwild, zuerst ein Alttier, dann ein Kalb, ein Schmaltier und zuletzt ein Spießer, einzeln über den Kahlschlag. Dann begannen die Drosseln zu singen, die Buchfinken schlugen nochmals mit voller Kraft, und der Gesang der Rotkehlchen perlte in den Abend.

In der langsam tiefer werdenden Dunkelheit ziehen Wildenten in kleinen Schöfen über dem Wasser dahin und klingeln mit den Flügeln. Beide Junguhus rufen jetzt von dem steilen Felsen herunter. Einmal klingen ihre Schreie laut, einmal leise, je nachdem, wohin sie dabei die Köpfe wenden.

Da nach kurzen Pausen die Rufe aus ganz anderen Richtungen herüberklingen, ist anzunehmen, daß sie in der Dämmerung an den Felsen hin- und herfliegen. Der Alte aber blockt noch immer auf dem Ast der starken Fichte und äugt zu uns herüber. Gewaltig erscheint er uns im Gesichtsfeld der starken Feldstecher gegen den tiefintense blauen Nachthimmel, wie ein Urtier, das vergessen hat, auszusterben . . .

Langsam versinken die Umrisse im Schatten der Nacht.

Insel der weißen Schwäne

Es war einmal . . .

Unter dem glutroten Abendhimmel meines alten Kindertraumlandes flogen einst elf wilde Schwäne mit mächtigen Schlägen ihrer großen, starken Schwingen über das sturmgepeitschte Meer einer fernen Küste zu. Sie überflogen ein Land, in dessen Wäldern seltsame Wurzelmännlein um lodernde Feuer tanzten, auf dessen Feldern Hase und Igel Wettlauf machten, in dessen Bergen die Zwerge hausten und wo des Nachts Sterntaler vom Himmel fielen und böse Kräuterhexen liebliche Jungfrauen in Nachtigallen verwandelten.

Diese elf Schwäne waren verzauberte Prinzen – wie hätte es im Märchen auch anders sein können? –, die ihre ursprüngliche Gestalt zurückerhielten, wenn das letzte Tageslicht am Firmament verblaßt war. Sobald aber im Osten der erste Sonnenstrahl über den Horizont heraufblitzte, erhoben sie sich wieder als weiße Schwäne in die Lüfte, um ruhelos über Land und Meer zu fliegen.

Der Knabe, der dies einst las, wuchs heran, und noch immer nahm er das alte Märchenbuch zur Hand und dachte an die Schwäne. Das Märchen sagte nicht, woher, aus welchem Lande sie gezogen kamen und wohin sie nach Ablauf eines langen Jahres wieder flogen. Das wußte der Märchenerzähler damals sicherlich selbst noch nicht . . . Inzwischen war der Knabe ebenfalls ein Ruheloser geworden, der jahraus, jahrein durch die Lande und auch über das Meer gezogen war. Und da hatte er die alten Schwäne seines Märchen-Zauberlandes auch einmal richtig fliegen sehen, wie sie mit lang vorgestreckten Hälsen und singendem Flügelschlag unter den Wolken zogen, auf das Meer hinaus, und er hatte ihnen nachgeträumt, wie er es in vergangenen Zeiten so gern getan . . .

Und eines Tages packte ihn die Sehnsucht nach diesen Wundervögeln seiner Kinderzeit so gewaltig, daß er eine kleine Expedition ausrüstete in die Landschaft mit den großen und kleinen Seen, die unwirklich blau in der weiten Ebene liegen und auf deren verschilften und verkrauteten Wassern diese weißen wilden Schwäne schwammen, Nahrung suchten, in den riesigen Schilf- und Rohrwäldern ihre Nester bauten, Eier legten und die Jungen großzogen.

Nun schauen wir von den Uckermärkischen Bergen über das mecklenburgische Land auf unseren Schwanensee. Wir halten an der Pforte zu meinem alten Märchenland. Meine Begleiter wissen's nicht. Das Brummen der dampfenden Motore, die eine





Fahrt von 450 Kilometern hinter sich haben, ist mir das Stampfen und Wiehern der Rosse aus dem Märchen. Ach, die Zeit ist anders geworden, viel schnellebiger, und der Raum ist zusammengeschrumpft: Die Welt wurde kleiner für uns Menschen. Für die Schwäne jedoch hat sich nichts geändert: Wie vor tausend Jahren fliegen sie mit singendem Flügelschlag über Länder und Meere, und der Weg von Ufer zu Ufer ist für sie der gleiche geblieben . . .

Doch auch unsere Zeit mit ihrer modernen Technik hat ihren Zauber, und wir sind nun mit Autos und Zelten, mit Schwimmwagen, Elektronenblitzgeräten, Kameras und Mikrophon gekommen, um diesen verwunschenen Winkel zu erforschen . . .

Es ist kaum anzunehmen, daß diejenigen Schwäne, die ihre Nester im begehbaren Nordufer gebaut haben, merken, daß ihnen jedes Jahr die Eier bis auf eines genommen werden. Denn da die Zweibeiner fast jeden Tag in die schmalen Schneisen einrudern, die sie ins Schilf geschnitten und in die sie ihre Reusen gestellt haben, ist es für die Vögel nichts Außergewöhnliches, wenn einmal im Jahr die Fischer bis zum Nest vordringen und die Eier stehlen. Und die Männer wissen ganz genau, daß das Schwanenweibchen wieder nachlegt, wenn es im Nest noch ein Ei vorfindet. Warum sollten sich also die Fischer alle Eier nehmen und damit die Schwäne vielleicht aus der zugänglichen Schilfecke verjagen? Aber das alles wußte ich noch nicht, als ich in jenen ersten Apriltagen des Jahres 1953 auf der Höhe der Uckermärkischen Berge stand und über die Häuser von Uhlenhorst zum Schwanensee hinüberschaute. Mit meinem guten Feldstecher konnte ich auf dem blauen Wasser einige weiße Punkte erkennen, gleich weißen Segeln vor dem Wind. Das waren die Schwäne. Aber ehe ich dann zum ersten Male am Nordufer stand, verging noch eine Weile. Erst mußten wir einen günstigen Lagerplatz aussuchen, damit alles für die Nacht vorbereitet werden konnte, denn der April war trotz seiner frühen Kirschblüten noch merklich kühl. Und erst als die Zelte und der Wohnwagen standen und die Hunde versorgt waren, trug mich der Schwimmwagen über sandige und dann moorige Wege, über die Viehweiden hin zum See, in dessen Rohrgürtel ich mit Elektronenblitzkamera und Mikrophon die wilden Schwäne jagen will . . .

Im Gehälm und Weidengestrüpp der Verlandungszone des Seeufers liefern sich die Männchen der Schilfrohrsänger hitzige Gefechte und versuchten, mit schmetterndem Gesang ihren Nistkreis zu behaupten. Später haben wir dann in den Weidenbüschen auf der Wiese ihre niedrig über dem Grasboden angelegten Nester gefunden, die fast alle von der Schermaus ausgeräubert wurden. Und überall zwischen Wiese und Schilf und Rohr fliegen bei meinem Näherkommen die Weibchen der Rohrammern aus dem Bodennest und huschen ins Gehälm. Die Männchen sitzen jetzt oft im Rohr und singen ihr einfaches und anspruchsloses Lied, das manchmal wie Spatzenschilpen, manchmal wie Goldammersang klingt. Später, als hier und da schon die Jungen aus den Eiern geschlüpft waren, habe ich die Alten beim Futterzutragen fotografiert, meist – wie hier (Seite 39) einen Rohrammerhahn – bei trübem Wetter mit dem Elektronenblitzscheinwerfer. Wenn ich mit dem Boot kam, das wußte ich bereits, war ich für die Schwäne ein Fischer, dem sie aus dem Wege gingen. Kam ich dagegen mit dem rasselnden

und tackern den Schwimmwagen, in dem ich vorn am Steuer saß oder meist stand, um die Untiefen und Unterwasserwiesen besser erkennen zu können, so blieben die Wasservögel unbekümmert liegen und schwammen erst ein Stück zur Seite, wenn die hohe Bugwelle, die der Wagen bei Vollgas vor sich her schob, sie aus der Bahn trieb. Ich hätte sie manchmal fast mit einem Fischnetz fangen können, so nahe ließen sie mich herankommen.

Es ist ein seltsames Gefühl, wie dieses Blechgefährt tief im Wasser liegt. Wenn jetzt auch nur ein kleines Loch in die Bootswand kommt, läuft die Wanne voll, und das Auto trudelt ab. Hier könnte es keiner wieder herausholen! Wenn ich im klaren Wasser auch den Seegrund etwa anderthalb Meter unter mir deutlich liegen sehe, so weiß ich doch von den Fischern durch eigne Versuche und von der Tiefenkarte dieses Sees, daß der Modder an manchen Stellen 5 bis 8 Meter tief reicht. Und da hinein würde der schwere Schwimmwagen absacken! Aber noch schwimmt er, und zunächst hat mir ein glücklicher Zufall die Schwäne hergeschickt, die nicht sehr weit voraus ruhevoll sich auf den Wellen wiegen. Als wären sie erstaunt über das seltsame und niegesehene Gefährt, lassen sie uns auf etwa 60 bis 70 Meter herankommen, ehe sie ohne Hast und Aufregung zur Seite rudern, um uns vorbeizulassen. Ich steuere geradeaus, ich will sie nicht jagen: Sie sollen von diesem Fahrzeug das sichere Gefühl haben, daß ihnen von hier aus keine Gefahr droht. Wer weiß, wie ich's mal brauchen kann!

Wir liegen mitten auf dem See still, der Motor ist abgestellt, und die Schraube ruht; so kann ich mit dem Fernglas den Schilfrand ringsum absuchen. Da, vor dem Goldbraun des vorjährigen Röhrichs liegen die Schwäne, und wenn ein Sonnenstrahl sie trifft, leuchten sie blendendweiß auf. Man kann sie einfach nicht übersehen! Wenn zu jedem vor dem Schilf schwimmenden Höckerschwan noch ein Partner gehört (was wahrscheinlich ist) und wenn dies hier offensichtlich alles Brutpaare sind, so müßten in diesem Teil des Sees vor der Insel – wir nennen ihn den Untersee – etwa 10 bis 15 Nester liegen. Das ist eine überraschend hohe Zahl, und soweit ich die Literatur im Kopf habe, ist eine solche Besiedlungsdichte auf einem anderen See nie erreicht worden. Die Schraube beginnt wieder zu arbeiten; der Wagen schiebt sich erst langsam und dann immer schneller durchs Wasser, auf die Insel zu, die wie die Ufer des Sees von einem ziemlich breiten Schilfgürtel umgeben ist. Nun durchfahren wir die schmale Durchfahrt an der „Teufelsinsel“, und der Obersee liegt vor unseren Blicken. O Wunder – das ganze Westufer ist weiß, weiß von wilden Schwänen! Es ist kaum zu glauben: Da liegen sie ruhig vor dem Schilf und gründeln und schwimmen friedvoll durcheinander. Ich suche den ganzen Uferrand ab und versuche zu zählen. Es sind weit über einhundert! Ist denn das möglich? Wir sehen uns an und dann wieder hinaus auf den See. Das Bild bleibt! Am Nord- und am Südufer des Obersees liegen noch einige Einzelvögel, acht oder neun, vermutlich Männchen von Brutpaaren, die sich abgesondert haben und nun ihre Reviere frei halten. Die hundert Schwäne da drüben werden ungepaarte sein, Jungschwäne von einem bis vier Jahren, die also noch nicht fortpflanzungsfähig sind. Ich sehe keinen grau-braun-weiß gefleckten unter ihnen, sondern alle sind so schneeweiß wie die Altschwäne. Da doch ganz sicher auch Jung-



schwäne vom Vorjahre dabei sein werden, müßten diese also nicht erst ein volles Jahr nach der Geburt das weiße Alterskleid bekommen (wie zum Beispiel Albert Gräslund in „Vid vilken alder fortplantar sig Knölsrauen, *Cygnus olor*?“ behauptet), sondern wahrscheinlich schon sehr zeitig im nächsten Jahr nach der Frühjahrsmauser. Es mag freilich vereinzelt vorkommen, daß Jungschwäne das gefleckte Federkleid bis in den Spätsommer hinein behalten. 1954 sah ich auf diesem See Ende August zwei Brutpaare mit *weißen* Daunenjungen, und zwar einmal unter sieben Jungen zwei und dann unter fünf ein weißes. Sie konnten aus nächster Nähe gefilmt werden.

Am „Spitzen Ort“, wo die Graugänse vorher immer weideten und wo wir den Horst einer Rohrweihe fanden, entdeckten wir noch im April beim Waten durch das etwa 60 Zentimeter tiefe Wasser ein Nest der Großen Rohrdommel. Es war genau 8 Meter vom Rohrweihenhorst entfernt. Ich hatte dort wohl einige Male eine Rohrdommel in eulenhaft langsamem Flug nach Reiherart aus dem Rohr aufsteigen sehen, aber geglaubt, daß sie nur auf Fischfang gehe. Rufe hatte ich aus dieser Schilfhecke niemals gehört. Als wir dann eines Sonnentags in langen Wasserstiefeln das Gebiet absuchten, flog sie in etwa anderthalb Meter Entfernung vor mir steil vom Gelege hoch, so daß ich ehrlich erschrocken zurückfuhr. Bis zum letzten Augenblick hatte die Dommel also in der „Pfahlstellung“ regungslos auf dem Neste gesessen, um unbemerkt zu bleiben.

Mit dem schnell hingebauten, gut getarnten Schilfversteck konnte ich gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: Nach vorn hatte ich die Rohrdommel, die gar nicht scheu war und eine halbe Stunde später schon wieder auf den fünf grauweißen, mattseiden glänzenden Eiern saß, im Sucher, und nach hinten die Rohrweihe, die



über zwei reinweißen Eiern saß und noch zulegte (es wurden insgesamt fünf). Aber in beiden Sachen war der „Wurm“. Bei der Rohrweihe wurde das Gelege von anderen Artgenossen ausgeräumt. In einem Rohrbezirk von 200 mal 200 Metern hatten sich drei Rohrweihenpaare angesiedelt, die sich gegenseitig die Eier raubten! Bei der Rohrdommel fehlte am dritten Tage ein Ei. Es war spurlos verschwunden. Die nebenan brütende Weihe konnte es kaum gewesen sein, denn dann wäre sicherlich kein einziges Dommlei ganz geblieben! War es die Wasserratte, die Schermaus, von der ich während meiner Ansitzzeit in der Schilftarnung meines Verstecks ein molliges Nest entdeckte? Seitdem ich sie einmal in diesem warmen Nest fand, als sie gerade einem hinaufgezerzten, etwa 14 Tage alten Bleßhühnchen den Hinterkopf ausfraß, traute ich ihr alles mögliche zu! Nun, die alte Dommel brütete weiter. Es kamen kalte, regnerische Tage, und dann schien die Sonne wieder heiß vom Himmel herunter ins Rohr, wo sich kein Lüftchen rührte.

Meinem Dommelweibchen wurde es warm. Es erhob sich ein wenig und kauerte so über den Eiern. Dabei ließ es die Flügel seitwärts herunterhängen. Ab und zu gähnte es herzhaft. Dabei stach die spitze rote Zunge nach vorn. Dann wieder senkte es den Dolchschnabel über den Nestrand ins Wasser hinab und trank in durstigen Zügen. – Aus den vier Eiern schlüpften in Abständen von zwei Tagen drei rostbraun bedaute, stachlig aussehende Kücken. Ein Ei war taub. Die Jungen lebten nicht sehr lange. Als wir am 15. Mai, am Ende der achttägigen Regenperiode, in der es eisig kalt wurde, wieder zum Versteck kamen, lagen alle drei tot im Nest, ganz plattgedrückt. Die Alte muß also noch einige Tage auf den toten Kleinen gegessen haben, um sie zu hudern.

Daß dort, wo die Bekassinen wohnten, auch Wasserrallen sein mußten, war sicher, denn von früh bis spät hörten wir sie im verschilften, sumpfigen Ufergebiet, wo sich der Bittersüße Nachtschatten zwischen den Rohrhalmen hochrankte, quietschen und quorks. Aber wir fanden die Vögel nicht! Wir fanden sie einfach nicht! Zum wievielten Male hatten wir nun jene Schilfhecke schon durchstreift? Bis dann einer von uns, es war am 26. Mai, aus einem alten, vorjährigen Gänsenest einmal einen kleinen dunklen Schatten, wie von einer Maus, weghuschen sah. Es war eine Wasserralle gewesen. Als wir das alte Gänsenest gründlich untersuchten, fanden wir ihr Nest mit elf auf gelblichem Grund rotbraun gepunkteten Eiern. Kaum waren wir weg und unser Reden und das Plätschern der Wasserstiefel verstummt, saß sie schon wieder auf dem Gelege.

Auch später, im Versteck, hörte ich die Wasserralle regelmäßig wie einen Bauchredner knurren und quorks. Geschickt lief sie auf schwimmenden Rohrhalmen über die Wasseroberfläche, huschte am Gänsenest hoch und saß auf den Eiern. In den nächsten Sekunden hatte sie die in ihre Nestöffnung hereinhängenden Fruchtstände des Schwingelschilfs, des Wassersüßgrases und des Rohres heruntergezupft und die Gardinen gezogen. Wer nicht genau wußte, daß dort ein Nest war, würde sie auf kürzester Entfernung nicht sehen können.

Ein einziges Mal konnte ich eine Brutablösung fotografieren. Wer dabei wen ablöste, war bei der äußerlichen Gleichheit der Geschlechter nicht zu erkennen. Wenn das

Männchen schnarcht (ein bauchrednerhafter Ton wie beim Bleßhuhn, der langsam tiefer wird und erstirbt), quiekt sofort das Weibchen in hellem Ton mit, als hätte der tiefe Ton des Männchens einen „Nachhall“. Wenn sie vom Nest gejagt wird, erklingt aus der Schilfwildnis ein merkwürdiges hohles Rappeln, als wenn sie mit dem spitzen Schnabel schnell über die dicken Kiele der Schwungfedern fahren würde (etwa so, als ob ein Mensch mit einem Hornstift über die Zähne eines großen Kammes „ratzt“). Ist dieser Ton eine Äußerung tiefen Unwillens?

Am 3. Juni, gegen 21 Uhr, pickte sich das erste, pechschwarze bedaupte Rallenkücken mit eifrigem, dünnem Piepsen aus der Eischale. Nachdem wir davon Tonaufnahmen und am nächsten Morgen auch Farbfotos vom Schlüpfvorgang unmittelbar vorm Nest gemacht hatten, trauten uns die alten Wasserrallen nicht mehr und schleppten ein Junges nach dem anderen weg. Weil ich diesen überaus selten beobachteten Vorgang unbedingt fotografieren wollte, wuchteten wir die zentnerschwere E-Blitzanlage ins Sumpfgelände ans Nest, und ich lauerte nun, bis wieder ein Altvogel heransauerte. Wenn er mit seinem Schnabel das Kücken im Genick packte, wollte ich blitzen. Es glückte nur ein einziges Mal, beim letzten Jungen. Als ich überglücklich den Film weitertransportierte, blieb eine Hälfte des Verschlußvorhangs offen. Ich merkte es erst hinterher, als ich beim Rückspulen auch noch die vorherigen Aufnahmen vernichtet hatte! Da habe ich vor Enttäuschung geheult . . .

Ich hatte das Flöten und Trillern des Großen Brachvogels vorher nie gehört, und so wurde ich jedesmal unruhig, wenn es wieder über die Bruchwiesen und über den See klang. Am Tage hörte sich das viel nüchterner an, aber abends, in der Dämmerung, wenn das jenseitige Ufer des Sees nicht mehr zu erkennen war, dann schien es mir, als käme dieses Tönen aus einer ganz anderen Welt. Es hatte lange gedauert, bis wir ein Brachvogelnest mit Eiern fanden. Viele Stunden und Tage angestrengtesten Beobachtens waren nötig, bis wir dahinter kamen, wo die Brachvögel brüteten. Seitdem sie gemerkt hatten, daß wir hinter ihnen her waren, bewegten sie sich noch vorsichtiger und heimlicher als vorher. Dort, wo sie in den Bruchwiesen landeten oder lange Zeit standen, war bestimmt kein Nest. Erst als wir unsere Beobachtungsstände einige hundert Meter weiter rückwärts verlegten und jeden landenden Brachvogel so lange im Glase behielten, bis er wieder aufflog, da sahen wir endlich einen im Grase verschwinden und nicht wieder aufstehen. Dort war das Nest.

Unser Versteck, ganz flach gebaut, stellten wir sechs Meter vom Nest entfernt auf. Die Nestmulde war sehr tief, und wenn ich im Versteck lag und durch das Fernobjektiv sah, konnte ich die vier mit der Spitze nach innen liegenden Eier kaum erkennen. Ich wollte aber den aufs Gelege gehenden Vogel *mit* den Eiern im Nest aufs Bild haben. Also legte ich unter das Gelege eine Lage trockenen Grases. Aber das behagte dem Brachvogel nicht, er saß zu hoch und konnte sich beim Ducken nicht tief genug ins Gras verstecken, etwa wenn ein Raubvogel über das Bruch flog oder ein Mensch, ein Hund oder gar der Fuchs in Sicht waren. So stand das Weibchen dann jedesmal wieder auf, besah sich die Sache angestrengt und stocherte mit dem langen, schmalen, spitzen Stecher so lange unter den Eiern herum, bis sie wieder auf dem alten Nestboden lagen.





Das Männchen hielt sich, während das Weibchen brütete, stets in der Nähe auf. Meist stand es etwa hundert Meter vom Nest entfernt in der Wiese oder vorn in den Koppeln, selbst kaum sichtbar, aber immer wachsam. Kam der Fischadler auf seinem Beuteflug zum See oder kehrte er mit einem Fisch in den Fängen zum Horst in den Bergen zurück, so blickte ihm der Brachvogel kaum nach, und vor dem Seeadler, der gelegentlich über das Bruch gewuchtet kam, hatte er keine Angst. Wenn aber der Rote Milan in wundervollem Suchflug über den Koppeln schwebte, wurde er ängstlich und stieg sofort mit lautem Trillern auf, um ihn, nach ihm stechend, zu vertreiben.

Bei diesem Warntrillern gab es genau drei Gefahrenstufen. Bei der ersten drückte sich das Weibchen nur fest ins Gras. Bei der dritten stieg es sofort und unvermittelt vom Nest hoch. Das war selten; bei der zweiten stahl es sich nur vom Gelege fort und lief erst etwa einhundert Meter durch die Wiese, ehe es sich aufschwang. Die größte Angst hatten beide Brachvögel vor der Rohrweihe, die mit sturer Regelmäßigkeit nicht nur die Uferzone, sondern auch einen bestimmten Streifen des Bruches und des Schwingmoores absuchte. Das wunderschön grau gefärbte Wiesenweihenmännchen dagegen, das im Schwingmoor der südöstlichen See-Ecke seinen Horst hatte, wurde gar nicht recht ernst genommen und mit lautem Trillern verjagt, genauso wie die dreisten Nebelkrähen.

Am 6. Mai – ich lag gerade im Brachvogelversteck – klang zum ersten Male des Kuckucks Ruf aus dem Bruchwalde. In den Viehweiden leuchtete der Löwenzahn goldgelb, und auf den Koppelpfählen saßen die Grauammern und sangen ihr einfaches Lied in den sonnigen Tag. Am Abend des 7. Mai war in einem der länglichen Brachvogeleier der erste Sprung zu sehen. Ich spürte, wie das Kücken im Ei arbeitete und drückte. Da kam die Sorge in mir auf, und ich sah schon alles deutlich vor mir: In wenigen Stunden würden die anderen drei Jungen geschlüpft sein und ihre feuchten Daunen unter dem wärmenden Gefieder der Mutter getrocknet haben. Und beim ersten Sonnenstrahl würden sie hinauslaufen in die herrlichen Wiesen, denn sie sind ja „Nestflüchter“.

Um aber wenigstens den Schlüpfvorgang im Bilde festhalten und dann einen Jungvogel fotografieren zu können, nahm ich für alle Fälle das angepickte Ei mit ins Lager. Die Nacht wurde kalt, und ich fror sogar im Wohnwagen. Bis Mitternacht wachte ich bei dem warm eingewickelten Ei. Aber es tat sich nichts. Dann wurde ich müde und wollte schlafen. Um aber das Kücken vor Unterkühlung zu bewahren, legte ich das Ei, locker in Tücher gewickelt, damit Luft daran kam, in einen Leichtmetallkochtopf und hängte diesen derart an einem Draht unter die Wohnwagendecke, daß zwischen der Tischplatte und der Topfunterseite noch so viel Raum blieb, um ein Stearinlicht darunter zu stellen. Nun probierte ich erst einmal, wie hoch der Topf hängen mußte, damit die Kerzenflamme das Topfinnere gerade so warm hielt, wie es für das Kücken nötig war. Dann stellte ich den Wecker auf zwei Stunden später, legte mich schlafen und wechselte zur bestimmten Stunde jedesmal die niedergebrannte Kerze gegen eine neue aus, weil sonst die Wärme nicht gleichgeblieben wäre. Am nächsten Morgen hatte sich noch nichts geändert. Ich hatte elendiglich gefroren, aber das Ei war noch warm. Wir haben es wieder ins Nest gelegt und gewartet. Es wurde Mittag. Am Nachmittag des 9. Mai stob ein Schnee- und Eissturm über das Bruch und den See, und

mitten im Schnee, gegen 16 Uhr, schlüpften die Kücken. Die Mutter saß dabei treu und brav auf dem Neste.

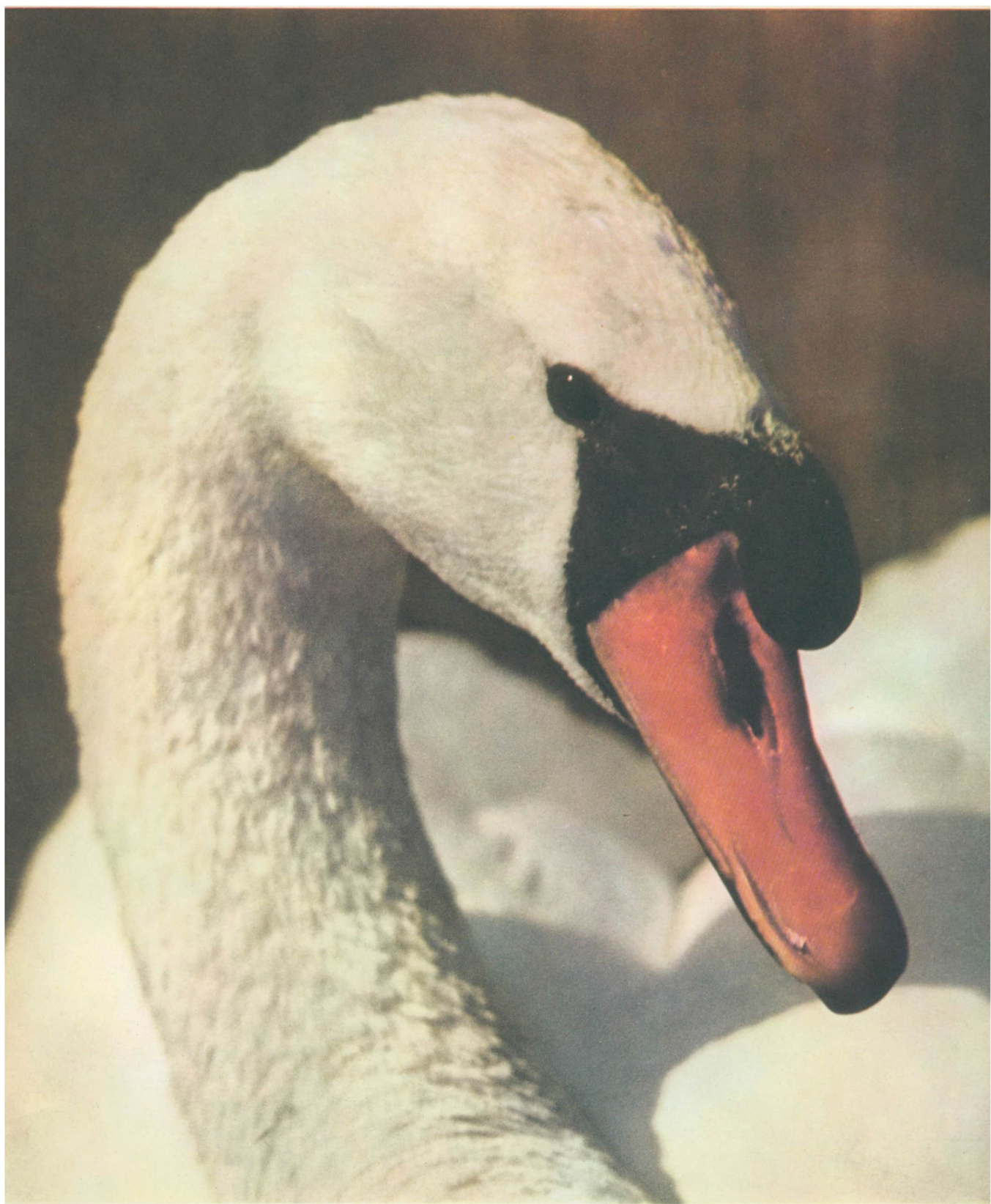
Als der Schneevorhang weitergezogen und der Himmel wieder blank war, gingen wir zum Brachvogel. Die Alte stand nicht sehr weit von uns entfernt und beobachtete uns aufmerksam, ohne indessen zu warnen. Drei Junge saßen trocken und warm im Nest, das vierte war noch etwas feucht. Die Schalenreste lagen neben ihnen, und ringsum glänzte der Schneematsch. Wir ließen den Vögeln noch eine lange Weile Ruhe. Als wir dann mit dem Tonbandgerät anrückten, um das Piepen der Jungen aufzunehmen, da waren sie alle vier bereits sehr lebhaft und krabbelten in der Nestmulde umher. Die Mutter war wiederum nur ein kurzes Stück zur Seite gelaufen und dann stehengeblieben. Und während wir noch das Mikrophon wieder einpackten, begann das Brachvogelweibchen leise zu locken. Die Jungen wurden mit einem Male still und horchten. Als das Locken immer wieder klang, wurden sie unruhig, reckten die Hälse und stellten sich auf die kräftigen, rosigen Ständer. Und schließlich kletterte eines nach dem andern aus der Nestmulde heraus und stolperte auf unsicheren Beinen unbeholfen über das Gras auf die Richtung zu, aus der das Locken kam.

Nun wird die Mutter ihre Kleinen hineinführen ins weite Bruch und, wenn die Jungen die Gräben überqueren können, vielleicht hinüber ins wilde Moor. Dort wachsen sie unter den allzeit wachsamen Augen der Eltern heran, bis sie fliegen und sich selbst in Sicherheit bringen können, wenn es not tut. Der See und das Bruch und das Moor sind voller Gefahren, am Tage und des Nachts, und der Tod hält unter den jungen Vögeln in vielerlei Gestalt reiche Ernte . . .

Höckerschwäne legen ihre Nester gern so an, daß der brütende Vogel vom Nest aus das freie Wasser sehen kann. Das war auch bei unserem Schwanennest der Fall; dazu lag es noch in einer anderen Weise günstig: Die Uhlenhorster Fischer hatten im Winter gerade in dieser Ecke einen etwa 4 Meter breiten und über 30 Meter langen Rohrstreifen herausgeschnitten, weil sich das Grenzgrabenrohr, wie der Fischmeister sagt, besonders gut zum Dachdecken eignet; es ist das längste und am besten gewachsene. Genau am Ende der Schneise hatten die Schwäne ihr Nest gebaut. Als wir unser Kameraversteck hinsetzten, brauchten wir keinen einzigen Halm aus der Schußbahn der Fernobjektive herauszuschneiden. Die Verstecktarnung paßten wir der Umgebung an, mit dem Erfolg, daß die Schwäne unseren Bau keines Blickes würdigten und sofort unbekümmert und ungestört ihrem Brutgeschäft nachgingen wie sie es gewöhnt waren.

Drei Schwaneneier auf den Bildern waren ein bißchen wenig, und die von den Fischern in die Pfanne geschlagenen kann ich nicht fotografieren. Ich möchte aber gern ein volles Gelege auf meinen Fotos haben. Da gibt es nur eine Möglichkeit: aus drei verschiedenen, unberührten Nestern des Südufers je ein Ei stibitzen und meiner Schwänin unterlegen. Das war eine schwierige Geschichte, aber es klappte. Die Bestohlenen werden es kaum gemerkt haben, daß etwas fehlt. Die fremden Eier wurden nummeriert und mit dem Diebstahlsdatum versehen, damit wir beim Schlüpfen der Jungen später jederzeit feststellen konnten, woher sie eigentlich stammten, und dann unserer Grenz-





grabenschwänin ins Nest gelegt. Nun haben wir doch die Nistmulde wieder schön gefüllt. Und die Schwänin hatte anscheinend nichts gemerkt!

Die Aufnahmeentfernung von 30 Metern vom Versteck bis zum Nest war auf die Dauer natürlich zu groß. Die Schwäne würde es nicht stören, wenn wir ihnen bis auf etwa 10/11 Meter auf das Gefieder rücken würden. Schließlich war mir auch das noch zu weit, um allerfeinste Einzelheiten im Nest beobachten zu können, und wir rückten noch einmal näher heran, auf 5 Meter. Und dabei blieb es bis zuletzt!

Als ich diesen wunderschönen Vogel zum ersten Male so nahe vor mir sah, wurde mir ganz andächtig zumute. Ich glaube, so beschenkt von der Natur wie in diesen ersten Minuten am Schwanennest fühlte ich mich in den letzten vierzehn Jahren nicht.

Wie ein alter, königlicher Wappenvogel stand das Schwanenweibchen auf dem Nestrand und stieg dann über die großen Eier, um mit dem Putzen zu beginnen. Als sie vorhin urplötzlich im Bildfeld des Spiegels meiner EXAKTA auftauchte, war ich tief erschrocken. Ich hatte sie überhaupt nicht herankommen hören, keinen Ruder Schlag vernommen, kein Scharren, wenn sie an den trockenen Halmen vorbeistrich, – nichts. Und dann lag sie vor dem Nestbau und schickte sich an, hochzusteigen. Das bereitete ihr anscheinend Schwierigkeiten. So breitete sie die prachtvollen Flügel, die so rätselhaft eingeknickt und kunstvoll zusammengelegt wie ein Dach auf dem Rücken lagen, und half sich mit drei, vier wuchtigen Schlägen hinauf auf den Nestrand. Schon sanken die weiten Schwingen wieder zusammen, um sich geordnet an den schweren Körper zu legen. Da fing sie die Farbkamera ein.

Nun begann sie mit den umständlichen und langdauernden Vorbereitungen für das Brüten. Mit einer unendlichen Sorgfalt fuhr sie mit dem kräftigen roten, mit einem schwarzen, knorpeligen Höcker gezierten Schnabel über das Gefieder, so, als zöge sie jede einzelne Feder durch die mit blätterartigen Hornzähnen besetzten Schnabelseiten, massierte immer und immer wieder geduldig auch den letzten Wassertropfen aus dem dichten Bauchgefieder und schob sich schwerfällig über das Gelege. Zuerst traf der massige Bug auf den Nestrand auf, dann knickten die starken, schwärzlich schimmernenden Ruder in den Fersengelenken ein und schoben den ganzen Vogel noch ein kleines Stück weiter nach vorn. Nun drückte sie mit den Füßen die Daunen aus der Nistmulde heraus nach hinten, und endlich saß sie still da. Währenddessen schwamm das Männchen draußen vor dem Schilfrand hin und her und hielt Wache . . .

Ist er nicht ein kluger Vogel? Ich muß unbedingt ein Porträt von ihm bekommen. Dazu brauche ich aber das 30-Zentimeter-Sonnar. Also ziehe ich die Kamera vorsichtig zurück und hänge die Öffnung in der Versteckvorderwand mit einem grünen Lappen zu. Nun kann ich in aller Ruhe die Objektive wechseln. Der Schwanenmann hat aber etwas gemerkt. Er dreht sich schwerfällig um. Langsam schiebe ich das mit grünem Stoff verblendete lange Rohr wieder hinaus und stelle die EXAKTA auf dem Kugelgelenk fest. Nun muß ich scharf einstellen. Das Rot des Schnabels leuchtet in der Morgensonne. Manchmal kann ich durch beide Nasenlöcher das Wasser hinter dem Nest sehen. Der Höcker schimmert matt bläulichgrau, und das dunkle Auge mit der braunen Iris glänzt. Noch ist das Kopfgefieder weiß, wenn es auch schon einen schwachen gelben Schein bekommt vom Eintauchen ins eisenhaltige Wasser . . .

52 Später färbt es sich vor allem auf dem Oberkopf und an den Seiten des langen Halses

rostbraun, wenn der Schwan beim Gründeln im braunen Moorschlamm des Seegrundes und Nahrungssuchen an den algenbehafteten Unterwasserpflanzen entlangfährt und vorbeistreift . . .

Der Schwanenmann kann aus dem, was er da sieht, anscheinend nicht recht schlau werden. Er blickt einmal mit dem rechten, dann wieder mit dem linken Auge zu mir herüber. Das Versteck ist ihm vertraut, aber das große leuchtende Auge des Fernobjektivs ist etwas Neues. Da es sich aber nicht bewegt, schläft seine Wachsamkeit wieder ein. Ich kann im Sucher genau erkennen, wie sich das Auge langsam schließt, wieder aufschreckt und abermals schließt. Und endlich läßt auch seine gespannte Haltung nach. Daß ihn das Seltsame des Kameraauges doch noch beschäftigte, merkte ich in den nächsten Tagen noch mehrere Male. Wenn ich mich ins Versteck hinter die Kamera gesetzt hatte, das Boot abgefahren war und die Schwänin längst wieder auf dem Neste saß, wartete ich oft vergebens auf ihn. In der Regel war es doch so, daß er unmittelbar nach Verklingen der Ruderschläge am Nest auftauchte, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht gerade am anderen Ende des Sees schwamm. Aber selbst dann kam er meist in metallisch singendem Fluge herangebraust. Einige Male aber sah ich gar nichts, so angestrengt ich auch durch den Spiegelsucher der Kamera blickte. Bis ich eines Tages – bei günstigem Sonnenstand – plötzlich durch die linke Tarnwand etwas Helles glänzen sah. Bei genauem Hinhören mit angehaltenem Atem konnte ich auch ab und zu leises Scharren und Rascheln hören. Wenn ich dann mein Auge vorsichtig an das Sackleinen preßte, sah ich ihn, wie er aufmerksam auf das Versteck blickte, minutenlang still lag, um dann wieder ein Stück zur Seite zu schwimmen und erneut zu beobachten. Wenn ich jetzt nicht eisern still sitzen blieb, konnte ich alles verderben und in ihm eine unüberwindliche Scheu vor diesem Platz aufkommen lassen.

30. April: Abends. Es ist völlig windstill, der See ist spiegelglatt. Die Sonne sinkt langsam im Westen hinter den Erlenbruchwald. Die 68 Graugänse, die vor dem Schilf des Südufers liegen, werden lebhafter und schwimmen durcheinander. Plötzlich, ohne jeden erkennbaren Grund, fliegen sie alle rauschend auf und ziehen in kurzem Bogen den Wiesen hinter dem Weihenschwingmoor zu. Auch die Schwäne des Sees zeigen gegen Abend mehr Lust zum Umherschwimmen oder Fliegen als am Tage, wo sie nach Anatidensitte lieber ruhig auf den Wassern schaukeln oder sich anmutig baden. Wenn aber die Sonne als große, blutrote Scheibe in den Dunstkreis der Erde eintaucht, werden sie unruhig. Sie fliegen paarweise die kilometerlange Röhrichtwand entlang, steigen trotz ihres Gewichts schwerelos in die Lüfte und senken sich dann wieder leicht. Der anfangs gleichmäßige Flügelschlag der beiden wird langsam unregelmäßig. Das kleinere Weibchen bewegt die singenden Schwingen ein wenig schneller als das Männchen, bis der Gleichklang wieder erreicht ist. Dies sonderbare Singen klingt über den ganzen See und ist kilometerweit zu hören. Wie oft vernahm ich dieses Klat-schen der breiten Ruder auf dem Wasser, das Zischen der Handschwingen, wenn sie beim Auffliegen die Wasseroberfläche berührten, und endlich den hellen Ton der sausenden Flügel des wegfliegenden Schwans, wenn ich bei der Graugans im Versteck saß. Ich meinte dann jedesmal, daß der Vogel unmittelbar hinter mir am Schilf-rand gelegen habe und nun aufgeflogen sei. In Wirklichkeit brauste er entweder oben





vor der Insel oder am Süduferschilf entlang. In beiden Fällen war er knapp zwei Kilometer von meinem Sitzplatz entfernt.

Dieses Auffliegen! Ich habe es später oft erzwungen, wenn ich die stürmenden, kraftvollen Bewegungen mit der Farbkamera einfangen wollte. Ich mußte dann mein Boot so geschickt an den Schwan heranbringen, daß ich zwischen ihn und den Wind gelangte. Denn wenn es nur irgend möglich ist, läuft er *gegen* den Wind an, um mit seinem Gewicht leichter vom Wasser freizukommen.

Es bedurfte fast vier Wochen lang vieler Anfahrten, bis ich die auf den Seiten 54 und 55 abgebildeten drei Fotos vom Auffliegen und das eine von der Wasserung bekam . . . Die Versuche mit dem freien Anpirschen an die brütende Schwänin begannen in den ersten Maitagen, als es rings um den See herrlich grün zu werden begann. Die Rohrweihen balzten und die Rohrdommeln flogen über die Rohrspitzen nach Futter für die Jungen. Als wir mit unserem Boot am Ende der Rohrschneise ankamen, saß die Schwänin noch immer fest auf dem Nest. Sie hatte nur den Hals lang gemacht und sah zu uns her. Mit langsamen Bewegungen stieg ich aus dem Boot und ging in den langen Gummistiefeln langsam auf sie zu, so weit, bis sie ängstlich wurde und aufstehen wollte. Sofort blieb ich stehen und sprach leise und ruhig auf sie ein, bis sich die Deckfedern wieder glätteten. Dann fuhren wir wieder weg. Am Nachmittag wiederholten wir das, und ich ging noch einige Schritte weiter.

Ich weiß heute wirklich nicht mehr, was ich ihr alles erzählt hatte, aber nach einigen Tagen war ich so weit, daß ich unmittelbar am Nest stehen und sie frei fotografieren konnte. Und schließlich gewöhnte sich auch das Männchen an mich, obwohl mir dieser Bursche nie ganz getraut hatte . . .

Während überall, in den acht Haubentaucher- und vier Bleßhuhnnestern, die im Umkreis von sieben Metern in einer Kolonie um das Schwanennest herum lagen, die Entwicklung der Kücken in den Eiern ihrem Ende zuing, war am 11. Mai ein Rotsterniges Blaukehlchen auf dem Durchzug in seine nordische Brutheimat noch in den Weidenbüschen am Ostufer des Sees für einen halben Tag lang Gast.

Vom 15. Mai ab kontrollierten wir die Schwaneneier jeden Tag mehrmals, weil ich annehmen mußte, daß die 35½ Tage Brutzeit bald um sein würden. Aber erst am Morgen des 18. Mai war in zwei der alten Nesteier leises Piepsen zu vernehmen. Am Mittag hatte sich noch nichts weiter ereignet, ebensowenig um 17 Uhr. Um 20.30 Uhr saßen beide Eltern auf dem Nest, das Weibchen aber anders als sonst: wie hudernd, mit abgespreizten Flügeln. Das Männchen ließ uns jetzt gar nicht erst so nahe herankommen wie bisher, sondern ging schon mit gestrecktem Hals, aufgeplusterten Federn und halbhoch gestellten Flügeln schnarchend und fauchend in Kampfstellung.

Ob schon Schwanenkücken da sind? Wie das aber feststellen? Wir kannten ja die Wucht der Flügelschläge! Schließlich schoben wir das Boot an das Nest heran, und bei seinem Anstoßen erhob sich nun das Weibchen höchst widerwillig und glitt mit dem Männchen hinter dem Nest aufs Wasser. Schnell den Scheinwerfer an! Hell leuchtet das starke Licht auf: Zwei Junge liegen schon in der Nestmulde, noch ganz feucht und strähnig. Sie können kaum älter als eine halbe, höchstens eine Stunde sein. Welch ein Glück! Aber es war mir in den nächsten Sekunden auch sofort klar geworden, daß ich den Schlüpfvorgang hier an Ort und Stelle nicht würde im Bilde fest-

halten können, denn schon stieg die Schwänin wütend fauchend und zischend mit gebreiteten Flügeln wieder von hinten auf den Nestrand, um ihre Jungen zu verteidigen!

Im allerletzten Augenblick kam mir ein Gedanke, und bevor sich die Alte aufs Nest setzen konnte, hatte ich ihr blitzschnell ein angepicktes Ei unter dem Bauche hervorgeholt, daß ihr gar keine Zeit zum Zuschlagen blieb. Aber nun zurück zum Lager. Wenn es schon hier nicht möglich war, so wollte ich den Schlüpfvorgang wenigstens im Wohnwagen mit einem Elektronen-Handblitzgerät in allen Einzelheiten im Farbbild festhalten. Besser so als gar nicht! Es wurde höchste Zeit! Schon während der Rückfahrt im Boot spürte ich in meiner Hand, wie das Schwanenkücken in seiner Eihülle rumorte. Die Schale barst immer mehr. Als das Ei dann im Wagen auf dem Tisch lag, deckelte die Schale am stumpfen Ende schon ab, und in wenigen Minuten, genau 21.54 Uhr, hatte sich das Schwänlein herausgearbeitet. Da lag es nun mit seinen von der Eiflüssigkeit feuchten Daunnen, struppig und alles andere als hübsch. Das Kücken mußte nun aber auch einen Namen haben, und so nannte ich es Thomas.

Seit die Kleinen da sind, hat meine Freundschaft mit der Schwänin einen kleinen Knacks bekommen. Auch der Vater kümmert sich nun mehr um die Familie! Kavalier ist er ja immer gewesen, er brachte seine Frau stets erst wieder zum Nest, wenn sie es unsertwegen kurze Zeit verlassen mußte. Aber jetzt wich er fast überhaupt nicht von ihrer Seite. Hatte ich mich mit unendlicher Geduld wieder einmal langsam ganz nahe an das Nest herangepirscht, jedesmal stehen bleibend, wenn der Alte fauchend zur Abwehr überging, bis er sich wieder beruhigt hatte, so wurde nun dafür das Weibchen unruhig. Genau wie am Abend des 18. Mai, als die ersten Kücken geschlüpft waren, so hörte ich jetzt wieder ihr sonderbares Bellen, das wie „Wau, wau, wau“ klang. Es war ein Ausdruck ihrer Sorge um die Kleinen, und sie ließ sich auch nicht beruhigen, wie etwa das Männchen, dessen Erregung bald wieder einschlief, wenn ich mich nicht mehr bewegte. Er war also trotz seiner Wachsamkeit recht vertrauensselig! In der Nestmulde habe ich unterdessen die Situation geklärt: Insgesamt sind vier Junge geschlüpft und haben auch das Unwetter gut überstanden. Ein Ei war taub. Als ich es schüttelte, klang es, als wäre Wasser darin. Ich habe es vorsichtshalber entfernt. Es war ein Ei aus einem Südufernest. Wir hatten insofern etwas Glück gehabt, als eines der drei untergelegten Eier die gleiche Bebrütungszeit hatte wie die Eier unserer Schwäne. Das sechste Ei, ebenfalls von einem fremden Paar – es trug das Diebstahlsdatum des 30. April – war befruchtet. Der Inhalt war jedenfalls fest, und es stand zu erwarten, daß aus ihm ebenfalls noch ein Junges schlüpfen würde. Nur: Wann würde das sein? Würde die Schwänin noch so lange aushalten? Würde dieses andere Ei in den nächsten 24 Stunden ausgebrütet werden? Vorläufig besteht noch keine Gefahr. Die Schwänin brütet weiter. Sie wendet das eine Ei in den üblichen Abständen und setzt sich wieder darauf. Die vier Jungen – Thomas ist inzwischen den Eltern untergeschmuggelt worden – sitzen ruhig um die Mutter herum, putzen sich oder schlafen. Das sind augenblicklich die einzigen Beschäftigungen, die sie haben.

Dies ist das Bild einer glücklichen Familie (Seite 59, unten). Das Weibchen brütet noch





immer, und die Jungen sind noch nicht unruhig. So ganz fest stehen sie noch nicht auf ihren Rudern, obwohl seit ihrer Geburt knapp 48 Stunden vergangen sind. Langsam wird mir die Geschichte rätselhaft, obwohl ich weiß, daß zum Beispiel die Kücken unserer Haushühner nach dem Schlüpfen rund 24 Stunden lang kein Futter aufnehmen, weil sie noch vom Kückendotter zehren können. Heinroth gibt die Menge des Kückendotters, das frisch geschlüpfte Höckerschwäne in der Bauchhöhle haben, mit etwa 60 Gramm an. Diese „innere Reserve“ wäre also etwa ein Drittel der ursprünglichen Menge.

Würde man bei dem dickbäuchigen, frischgeschlüpfen Schwan, der ungefähr 250 Gramm wiegt, das Vorratsgewicht abziehen, so käme man auf etwa 190 Gramm, das wäre rund die Hälfte des Eigewichtes. Wenn man sich das eine Bild anschaut, möchte man gar nicht glauben, daß dieses Schwanenkücken einmal in einem solchen kleinen Ei gelegen hat. –

Am 3. Juni sind die etwa 100 unverpaarten Schwäne des Obersees spurlos verschwunden. Wohin, weiß kein Mensch! Vielleicht sind sie nach den großen Seen weiter westlich geflogen, denn sie waren ja immer unruhig gewesen. Vielleicht tauchen sie eines Tages wieder hier auf. Wer will es sagen?

Am „Spitzen Ort“ stößt eine Rohrweihe immer wieder auf ein Gänsepaar herunter, das mit seinen Jungen aus dem Schilf herausschwimmt und aufs freie Wasser will. Jedesmal, wenn die Weihe zum Sturzflug ansetzt und niederfährt, schlagen Gans und Ganter mit den Flügeln so heftig aufs Wasser, daß es hoch aufspritzt, der Weihe an den Kopf klatscht und ihr die Sicht nimmt. Die Jungen sind sofort weggetaucht. Schließlich gibt es die Weihe auf und streicht ab.

Am Nordufer des Sees finden wir immer wieder Spuren der unheilvollen Tätigkeit der Wasserratten. Fanden wir in der Zeit der Suche nach dem Nest der Wasserralle in einem großen Haufen vorjähriger Rohrbündel ein Nest mit nackten, noch blinden Jungen, die in einem mit Fruchtständen des Rohres weich ausgepolsterten kugeligen Nest lagen, so entdeckten wir jetzt beim Abbau des alten Rallenversteckes im Flachwasser in der Schilftarnung des Gerüsts abermals die Behausung einer Schermaus. Als ich die Halmbündel abnahm, saß die überaus fette Ratte noch im warmen Nest, sprang aber, als es bei ihr hell wurde, blitzschnell heraus und tauchte sofort weg. Im Nest lag wieder ein junges Bleßhuhn, ein sehr zeitig geschlüpfes, mit bereits weißgrauer Brust. Es war überall angefressen. Die Hirnschale war geöffnet und das Hirn sauberlich ausgelegt; sonst war am Kopf keine Fraßstelle weiter zu sehen. Einen Schenkel des Bleßhühnchens hatte die Ratte gänzlich, den andern zur Hälfte ausgefressen und dabei sogar die Röhrenknöchelchen zerbrochen und ausgesogen. Der Bauch war aufgerissen, das Herz verschwunden, Magen und Därme aber vollkommen unberührt gelassen.

Seit einigen Tagen leuchten von den Hängen der Uckermärkischen Berge und aus den Uhlenhorster Bauerngärten die weißen Blütenschirme des Holunders herüber, und in den Weiden am Bootshafen versammeln sich am Abend mit viel Gekreisch und Geflatter die jungen Stare der ersten Brut. Unsere Schwäne haben sich vom Grenzgraben-

schilf in die weite, stille Bucht hinter dem „Spitzen Ort“ verzogen, wo ich sie tagaus, tagein bei der Nahrungssuche beobachten kann. Die Jungen sind inzwischen schon ganz hübsch herangewachsen. Sie tragen jetzt ein schmutziggraubraunes Daunenkleid und sehen darin sehr häßlich aus. Genau wie die Alten haben sie ewig den Kopf im Wasser und suchen die nährstoffreichen Wasserschichten nach Pflanzenteilen, Schnecken und Wasserkerfen ab. Je nach der Wassertiefe stecken sie dabei den Hals nur ein Stück oder auch bis zum Rumpf hinunter auf den Grund. Ohne besonderen Anlaß aber habe ich weder die Alten noch die Jungen bei der Nahrungssuche tauchen sehen, wie es Christoleit beobachtet hat. Es mag vielleicht daran liegen, daß sie es auf diesem flachen und wasserpflanzenreichen See gar nicht nötig hatten. Daß sie es sehr wohl können, genauso wie im Notfall die Graugänse, habe ich im August gesehen, als die Fischer auf dem Obersee einmal die Jungschwäne eines Paares jagten und einkreisten. Wenn die Boote in voller Fahrt an die mit Rudern und Flügeln heftig arbeitenden, noch flugunfähigen Schwäne herangeschossen kamen und einer der Fischer, im Bug liegend, den leicht ermatteten Vogel am Hals greifen wollte, dann tauchte er plötzlich unter dem Boot weg, ruderte mit den Flügeln unter Wasser einige Meter weit und kam erst ein ganzes Stück seitwärts wieder hoch. Die Fischerflotille schoß dann jedesmal 40 bis 50 Meter weiter geradeaus, ehe die schwerfälligen Boote wenden und die Verfolgung wieder aufnehmen konnten.

Dort, wo in stillen Schilfwinkeln und Buchten die Oberfläche des Wassers völlig mit Schwimmendem Laichkraut, Froschbiß, hier und da auch mit Wassernuß und häufig mit Wasserhahnenfuß bedeckt und überwuchert ist, halten sich meine Schwäne am liebsten auf. Hier wenden sie eine besondere Methode an, um durch die dichte Pflanzendecke bis auf den außerordentlich nährstoffreichen Grund zu gelangen. Sie erheben sich mit dem massigen Bug ein Stück über die Wasserfläche und schlagen mit den breiten Rudern kräftig einige Male nach unten. Dann gleiten sie etwa einen halben Meter zurück und stecken nun durch das Loch, das sie auf diese Weise in die Pflanzendecke gerissen haben, Kopf und Hals nach unten bis an die tiefer wachsenden, saftigeren Stengelteile. An sehr flachen Stellen schaukeln sie auf eine ähnliche Weise mit den Rudern im Schlamm des Seegrundes Pflanzen und Tiere frei, die nun mit den breiten, am Rande gezähnten Schnäbeln erfaßt und verschluckt werden. Genau wie die Enten auf dem Dorfteich können die Schwäne auch gründeln, und sie tun das überall dort, wo der lange Hals selbst nicht bis auf den Grund reichen kann. Die Jungschwäne begnügen sich hier, wo es für sie zum Gründeln zu tief ist, mit dem, was beim Zupfen und Reißen der Alten sich vom Grunde löst und an die Oberfläche hochtreibt.

Unmittelbar nach unserer Jagd auf die Schwanenfamilie waren die Alten etwas zurückhaltender geworden und versuchten, unserem Boot schon auf größere Entfernung aus dem Wege zu gehen. Langsam aber schloß ihre erhöhte Vorsicht und Wachsamkeit wieder ein, da ich mich sehr gesittet benahm und manchmal halbe Tage lang im Boot neben ihnen lag und mich nicht rührte. So wurden sie wieder vertraut. Der weite, freie See mochte ihnen immerhin ein Gefühl der Überlegenheit bei der Flucht geben. Anders war es, wenn ich sie auf dem Graben überraschte, der dem See Wasser zuführt. Hier hielten sie sich gern auf, denn im Graben spülten die leise ziehenden Wasser regelmäßig nahrhafte Dinge heran, die sich an den üppigen verkraut-



teten Ufern festsetzten. Wenn ich hier überraschend hinter den Büschen auftauchte, gab es jedesmal eine kleine Panik. In höchster Fahrt strebte die Familie der Grabenmündung zu und auf den freien See hinaus. Jetzt führte das Männchen.

Wenn die Schwäne geruhsam davonschwimmen konnten, führte stets das Weibchen. Die vier Jungen in Kiellinie, und das Männchen machte den Schluß. Bei Gefahr dagegen übernahm der Alte die Führung, die Jungen folgten dicht aufgeschlossen, und die Mutter hielt sich unmittelbar bei ihnen. Mit welcher Geschwindigkeit die Familie aus dem Graben flieht, zeigt die Bugwelle. Hier, in der Enge dieses schmalen Wasserweges, mußten sie ja Angst haben, denn es gab für sie nur eine einzige Möglichkeit, auszuweichen, und das war nach dem See zu. Nach der anderen Seite, das wußten die Vögel vielleicht von zahlreichen früheren gemeinsamen Flügen her aus Erfahrung, würden sie im Moor bald festliegen. Auffliegen konnten die Alten ebenfalls nicht (wenn sie es bei der Unselbständigkeit der Jungen jetzt schon überhaupt getan hätten!), denn sie hatten ja keine Anlaufstrecke, jedenfalls keine genügende. Sobald sie wieder draußen in der weiten Bucht schwammen, war die Angst von ihnen abgefallen, denn hier konnten sie nach allen Seiten ausweichen. Wie oft hatte ich das mit ihnen an diesem See noch erlebt, und es war immer das gleiche.

Meine Schwänin ist mit ihren vier Jungen, die jetzt schon ganz ordentliche Burschen geworden sind, im Schilf verschwunden. Vielleicht stehen oder sitzen sie irgendwo auf einer kleinen schwimmenden Insel, auf einer Schwingwiese oder auf einem Bündel



trockenen Röhrichts, das die Fischer im letzten Winter vergessen haben, herauszuschleppen. Vielleicht haben sie aber auch an dem für eines Menschen Fuß unzugänglichen Südufer auf festerem Boden ein stilles Plätzchen gefunden, wo sie die kurze Nacht verbringen. Sie legen während der Ruhe den schlanken Hals auf den Rücken und stecken den Schnabel in die Flügelfedern und die Daunen. Ich kann meinen Thomas heute nicht mehr von den anderen drei unterscheiden, weil er im zweiten Daunenkleide genauso aussieht wie sie auch. Ich möchte ihn liebend gern weiter unter Beobachtung halten, um zu sehen, wie er sich entwickelt und was einmal aus ihm wird. Aber das ist ja wohl nicht möglich. Und außerdem ist er vielleicht eine „Thomine“. Langsam zieht der alte Schwan der stillen Bucht zu, in deren Randschilf die andern schon sitzen. Er gleitet so langsam, daß kaum eine Spur seines Weges auf dem schwach gekräuselten Wasser erkennbar ist. Ich schaukele in meinem Boot verloren auf der weiten Fläche und lasse mich von dieser Sonnenuntergangswehmutsstimmung überfallen . . .

Doch am nächsten Morgen sieht die Welt wieder anders aus. Der Seeadler wuchtet heran und taucht wie ein Schatten aus den Dunstschwaden, die dicht über der Wasseroberfläche liegen. Die Hunderte von Enten und Bleßhühnern, die schon zeitig draußen liegen, plätschern in wilder Flucht auf den See hinaus oder ins Schilf. Bald wird im Osten hinter der Kiefernheide der große, runde Feuerball der Sonne heraufsteigen und den See in ein bläulich-fahles Licht tauchen, das von Minute zu Minute wärmer wird, bis endlich ein rötlichgelber Schein den ganzen See überstrahlt.

So geht das Leben an meinem Schwanensee seinen Gang. Es kommt nun eine Zeit, da werden die alten Schwäne sehr vorsichtig, nämlich Ende August, wenn sie in die Mauser kommen, in der sie – wie der Kranich – alle Schwungfedern auf einmal verlieren. Sie sind in dieser Zeit flugunfähig. Da die Mauser aber nicht zugleich bei den Eltern, sondern zuerst beim Weibchen und dann, wenn dieses wieder seine neuen Federn hat, auch beim Männchen stattfindet, kann immer einer der beiden Altvögel die Führung der Jungen übernehmen. Sind beide Altschwäne wieder flugfähig, dann werden auch bald die Jungen so weit sein. Bei ihnen dauert dies verhältnismäßig lange, weil das Schwingenwachstum langsam vor sich geht. Nach Heinroth wächst die längste Schwungfeder des Jungschwanes täglich nur etwa 7 mm, bei den Graugänsen etwa das Doppelte. Ende September konnten meine vier Jungschwäne endlich richtig fliegen. Sehr schön sahen sie nicht aus, diese jungen Gefährten meines Schwansommers. Ihr Gefieder ist jetzt fleckig graubraun und weiß. Erst im nächsten Jahr werden sie das herrlich leuchtende weiße Federkleid der Alten bekommen und wahrscheinlich, wenn sie den Winter überstehen, mit unter der Schar der jungen, noch nicht fortpflanzungsfähigen Schwäne auf dem Obersee liegen und ruhevoll den nahrungsreichen Schlammgrund absuchen.

Jetzt aber ziehen sie mit ihren Alten über die glitzernde Fläche des heimatlichen Sees, und lange schon bevor sie die Zugunruhe packt, fliegen sie vor allem abends an der hohen, grünen Wand des Schilfes und Rohres entlang, zuweilen in schönem Gleichklang der metallisch singenden Flügel. Da ziehen sie dahin, heben sich und senken sich, wenden vor dem dunklen, düsteren Walde und kommen zurück, steigen über meinem Boot unmerklich höher und sind schon vorbei. Dann setzen sie in langem

Gleitfluge zur Landung an und wassern drüben vor der Insel. Dort liegen sie nun auf dem blauen Wasser vor dem grünen und goldgelben Schilf und recken die Hälse. Über ihnen spannt sich der hellblaue Himmel, der im Osten langsam dunkler und tiefer wird. Wie oft habe ich dies Bild geschaut, wenn ich ihnen mit meinem Boot über den weiten See folgte. Wie oft hat meine Kamera diese Farben eingefangen. Ich muß an Bengt Bergs Höckerschwäne auf dem Tookern in Südschweden denken, bei deren Anblick er schrieb, daß er hundert Jahre später geboren sein möchte, um all diese zauberhaften Farben mit dem Fotoapparat festhalten zu können. Nun, die Technik hat nur etwa 30 Jahre dazu gebraucht! In diesem Buche sind sie ja in all ihrer Pracht.

Die Verzauberung dieses Sommers geht mit dem Sommer zu Ende, und die ersten Blätter färben sich bunt. Schon lösen sich die Bande der Familie; die jungen Schwäne ziehen im Laufe des Oktober bereits davon. Die Brutpaare folgen ihnen später, zum Teil erst, wenn Eis den weiten, flachen See bedeckt. Unsere deutschen Schwäne ziehen meist bis vor die Küsten der Ost- und Nordsee oder bis Jütland hin. Einzelne wandern auch bis ans Mittelmeer. Von Januar bis März, je nach der Strenge des Winters, kehren sie auf ihren alten See zurück. Oft müssen sie dann Tage und Nächte auf dem Eise liegen, weil die Wasserfläche noch nicht frei ist. Aber auch das wird eines Vorfrühlings-tages geschehen, und dann ziehen meine stolzen Schwäne mit hochgestellten Flügeln ihre Bahn über den blauen See.



Dort, wo die Flüsse – die kleinen, schmalen genauso wie die großen, breiten, mächtigen, die ihre Wasser mit Gewalt zu Tal wälzen – aus der Enge der Berge und Hügel, in deren Einsamkeit sie entsprangen, ins freie Tal oder gar in die weite Ebene einströmen, dort, wo die Schroffheit steiler, von den Wellen unterwühlter, bröckelnder Ufer sanften, schlammigen, im Zu- und Abspülen ewig wechselnden Wasserrändern gewichen ist, dort, wo zu Zeiten der Schneeschmelze in den Gebirgen und Bergen das Strom- oder Flußbett die Wasser nicht fassen kann und die Fluten über die Ufer steigen und die Senken und Ebenen weithin überwogen, wo sich dann die Vorfrühlingssonne in schmutzigen, trübgrauen Spiegeln zwischen ragenden Stämmen noch kahler Laubbäume beschaut, dort finden wir zu beiden Seiten der Flußläufe, im allgemeinen nur eben so weit, wie die erhöhte Bodenfeuchtigkeit anhält, schmale Waldstreifen: die Auenwälder. Sie breiten sich vor allem in den Stromniederungen aus, zum Beispiel in denen der Oder, der Elbe, in der Elster- und Luppeaue westlich von Leipzig und am Unterlauf des Rheins. Im Kernstreifen der Auenwälder finden wir nur Laubbäume: Eichen, Ulmen, Eschen, Hainbuchen, Ahorn, Weiden. An feuchteren Stellen, in nächster Nähe der Wasserläufe, der versumpften Altwasser, der brackigen Tümpel, die Brutstätten von Millionen Mücken sind, ragen Pappeln empor und düstere Erlen. Wo das Land sich hebt, haben sich Birken angesiedelt, und nicht selten finden wir an den Auenwaldrändern auch Linden, ja sogar einzelne Kiefernsprenkel. Überall wächst reiches Unterholz, das sich aus niederem Eichengestrüpp und Buchenholz, aus Haselnußsträuchern, Faulbaum, Holunder, Schneeball, Traubenkirsche, Hartriegel und anderem zusammensetzt. Reicher und mannigfaltiger als in allen anderen Waldformen ist hier das Leben der Säugetiere, vor allem aber der Vögel und Insekten, denn im Auenwald stoßen mehrere Lebensräume zusammen, gehen ineinander über, verzahnen sich: Hier der Fluß mit seinen unzähligen Armen, Rinnsalen, Altwässern und vergessenen Tümpeln, der dem Auenwald überhaupt erst die Daseinsgrundlage schuf, und auf der anderen Seite die Wiese und das Feld, die mit ihren Armen in den Wald hineinreichen und die ihnen eigene Tierwelt mitbringen . . .

Der Kuckuck rief nun schon seit Tagen aus allen Revierteilen, und des Zaunkönigs Schmetterlied scholl aus allen Buschwäldern. Um meine Jagdhütte herum probierten die Buchfinkenmännchen ihren Schlag, und die Goldammerhähnchen hatten es in ihrer einfachen Strophe schon zu einer gewissen Fertigkeit gebracht. Unsere Farb-

kameras waren schon ungezählte Male ausgelöst worden, aber es waren mehr oder weniger nur Schnappschüsse. Denn die großen Arbeiten bereiteten sich ja erst vor. Dazu gehörten tages-, ja sogar wochenlange Beobachtungen am Nest oder Horst, das Auskundschaften der Lebensgewohnheiten des betreffenden Säugetieres oder Vogels, das sorgfältige Wegbiegen von Ästen oder Zweigen und die planmäßige Gewöhnung des Tieres an den Kameramann oder zumindest an die Kamera, die einstweilen in der Periode der Vorbereitung durch einen kleinen verblendeten Kasten ersetzt wurde.

Bei diesen ersten Aufnahmearbeiten erging es uns ähnlich wie den Blumen und Sträuchern im Auenwald, die von Anbeginn ihres Bestehens in dieser Waldformation um das Sonnenlicht kämpfen! Während aber diese nun in „Anpassung an das fotochemische Klima“, wie es Wiesner nennt, ihre assimilierenden Blätter *vor* der Bildung des Blattkronendaches entfalten, fiel unsere Hauptarbeit gerade in jene Zeit, da das lichtgrüne Blätterdach uns überall das Sonnenlicht nahm, das wir doch für die Farbaufnahmen so notwendig brauchten. Denn die meisten Vögel, in biologischer Abhängigkeit von den Bäumen und Sträuchern, an deren Stämmen oder Blättern jene Insekten sitzen, die ihre Nahrung bilden, brüten eben in der Zeit, da sie ihre Jungen reichlich füttern können.

So kam mir denn in dieser Farbfilm-Lichtnot mein neues Super-Elektronenblitzgerät, das ich mir unter Auswertung unserer Blitzlicht-Erfahrungen bei der vorjährigen Arbeit am Uhu hatte bauen lassen und das eigentlich für einen ganz anderen Zweck bestimmt war, sehr zustatten. Zum ersten Male setzten wir es richtig und erfolgreich an der Nisthöhle eines Großen Buntspechts ein. Auf acht Meter Entfernung konnte ich eine ganze Serie von Farbaufnahmen machen: Vom Anfliegen, Einschlüpfen mit Futter, vom Herausgucken (mit Kotballen im Schnabel) und endlich vom Abflug des Großen Buntspechts . . .

Während die Blüten des Gemeinen oder Zweigriffeligen Weißdorns bereits Mitte Mai vom Regen wieder heruntergewaschen wurden, begann die Blüte des Eingriffeligen erst im Mai. Und nun setzten auch unsere Vogeltragödien ein, genauer gesagt; wir bemerkten sie erst jetzt. So manches Nest und Gelege, das wir nach langer Suche ausfindig gemacht hatten, war plötzlich zerstört. Die Eier waren teilweise zertrümmert, ausgetrunken, ausgelaufen. Wer war der Übeltäter? Wir fanden ihn sehr bald! Einer unserer Baumsäuger war es, das so hübsche Eichhörnchen, das sich hier als arger Nesträuber entpuppte und – wie auf dem Bild von Seite 71, unten – auch so manches Singdrosselgelege plünderte.

Aber es blieb nicht bei diesen Singdrosselgelegen. Es kamen noch zwei Gelege des Rotrückenwürgers hinzu, die wir auf unseren täglichen Streifzügen entdeckt hatten und einstweilen ohne jede Veränderung der Umwelt in Ruhe lassen wollten, bis die Jungen geschlüpft waren. Dann erst, wenn die Gefahr, die Altvögel zu vergrämen, nicht mehr so groß war, wollten wir an die Aufnahmen gehen. Und auch hier gab es dann in diesem Augenblick eine große Enttäuschung: Das Gelege war zerstört und von den Alten verlassen. Aber hier in diesem Bestand, bei den Würgern, konnte nicht nur das Eichhörnchen allein alles auf dem Gewissen haben. Es kam noch einer hinzu, ein bunter Bursche, der überall dort auftauchte, wo er nicht gern gesehen war: der Eichelhäher, der planmäßig die Bestände absuchte und nicht nur Eier plünderte, son-

dern ohne weiteres auch Jungvögel zerhackte. Draußen in der Bachaue, am Rande des langen Auenwaldes, tat es den beiden noch die Elster gleich, die ihren Jungen in dem kugeligen Nest in der Pappel manchen Jungvogel zutrug. Aber damit war es noch nicht genug. In den ersten Maitagen fand der Förster ganz zufällig am Waldboden, unter einem Grasbüschel versteckt, Nest und Gelege eines Baumpiepers. Hübsch lagen die schokoladenbraunen Eier in der sauberen Nestmulde. Mit Hilfe des immer mitgeführten Spiegels konnten wir einen Sonnenstrahl, der sich durch die Baumwipfel auf den Waldboden verirrt hatte, genau in das Nest spiegeln und Aufnahmen machen. Einige Tage später wollten wir dann die Kamera einbauen und das Weibchen beim Brüten knipsen. Wollten – denn als wir wiederkamen, war das Nest leer. Da hatte sich Freund Igel darüber hergemacht, von dem wir dann im Laufe unserer mehrmonatigen Arbeit noch einige solcher Sachen erlebten. Und dann bin ich mir nicht ganz sicher, ob nicht auch die Wiesel dieses oder jenes Nest der Bodenbrüter ausgeräumt hatten. Nachdem ich gesehen hatte, wie zum Beispiel die beiden Mauswiesel, die in einem Mauerloch meiner Jagdhütte nächtigten oder vielmehr „tagten“, ein Blaumeisennest und dann auch das eines Hausrotschwänzchens ausräuberten, die die Vögel in anderen Mauerlöchern gebaut hatten, traute ich ihnen alles zu! Ich hatte Recht behalten! Später konnte ich sie noch beim Plündern beobachten.

Vergebens suchten wir in der Elster-Luppeaue westlich von Leipzig nach einem Vogel, der gemeinhin in schlechtem Geruch steht: nach dem so farbenprächtigen, exotisch anmutenden Wiedehopf. Vor Jahren soll er dort, wo die Wiesen an den Wald stoßen und am stillen Bach alte hohle Kopfweiden standen, auch regelmäßig gebrütet haben. Seitdem man die morschen Bäume schlug, ist er verschwunden. Wohl hat ihn dieser oder jener Naturfreund während der Zugzeit im April oder Anfang Mai noch an den alten Plätzen, die er möglicherweise immer wieder berührt, gehört, so Dathe und Gerber, aber Bruten sind in den letzten Jahren hier nicht mehr beobachtet worden. Und so haben wir nun alle jene Plätze abgesucht, an denen er vorkommen könnte, an denen er das findet, was er für seinen Lebensunterhalt braucht; dies sind vor allem an Waldrändern gelegene Viehweiden mit alten, Höhlen bergenden Bäumen. Unsere Suche war vergebens. Wir mußten einen Abstecher in die langgestreckten Auenwälder an den Ufern der Elbe machen. Am Rande der Kiefernheide bei Steckby, der berühmten Vogelschutzstation, wo einst der Amtmann Behr mit seiner Riesenkamerakanone fotografierte – seine Biberaufnahmen sind ja berühmt geworden – und wo heute Martin Herberg die ornithologischen Belange wahrte, fanden wir einen Wiedehopf in einem Nistkasten. Aus gar nicht großer Entfernung konnten wir den prächtig gezeichneten Vogel beobachten, wie er in seinem merkwürdigen Fluge, bei dem auf einige langsame Flügelschläge immer einige hastige, schnelle hintereinander ausgeführte folgten, den Holzkasten ansteuerte, wobei er schließlich die auffallend runden und breiten Flügel zusammenlegte, sich mit aufgerichteter Haube einige Sekunden festhakte, scheu umsah und dann gewandt durch das enge, mit einem Blechrand versehene Flugloch einschlüpfte, um im Kasten die beinahe schon flüggen Jungen zu atzen. Es war ja über unserer Suche inzwischen genau Mitte Juni geworden, und im





Juli beginnt wahrscheinlich bereits wieder der Rückflug in die südlichen Winterquartiere.

Der Baum, der den Nistkasten trug, lag am Ostrande des Kiefernbestandes und bekam frühmorgens Sonne. Da es mir jedoch vor allem auf Anflugaufnahmen ankam, bei denen die Belichtungszeit wegen der schnellen Flugbewegungen nur sehr kurz sein durfte, das frühe Sonnenlicht im Deckungsbereich aber dazu nicht ausreichte, die überaus schnellen Flügelbewegungen zu erfassen, mußte ich wieder das Elektronenblitzgerät heranziehen und mit der in etwa 10 Meter vom Nistkasten entfernt stehenden Kamera synchronisieren.

Von dem berüchtigten „Wiedehopfgestank“ konnte ich aber beim besten Willen nichts spüren, so tief ich meine Nase auch in das Schlupfloch steckte und die Höhle abschnupperte. Es ist ja inzwischen längst nachgewiesen, daß Wiedehopfe ihre Nisthöhlen genauso sauber halten wie andere Höhlenbrüter auch. Wenn die Jungen größer werden, helfen sie sich selbst. Der widerliche Geruch entströmt *später* einem Sekret, das aus einer Bürzeldrüse des Weibchens und der Jungen abgesondert wird.

Zwischen den einzelnen Futteranflügen streckten die jungen Wiedehopfe meist ihren Kopf mit der Federhaube zum Flugloch heraus und hielten Ausschau nach den anfliegenden Alten, die sie offensichtlich schon auf sehr große Entfernung erkannten. War der Altvogel wieder abgeflogen, so dauerte es in der Regel nicht lange, und ein kurzer dunkler Strahl schoß aus dem Nistloch heraus und prasselte knisternd auf die Nadeldecke des Waldbodens, wo sich schon ein kleiner schwarzbrauner Kothaufen, vermischt mit Chitinteilen der Beutekerfe, gebildet hatte. Zum Schluß krochen die Alten beim Futteranflug nicht mehr in den Nistkasten, sondern steckten noch in vollem Anflug bei weit geöffneten Flügeln mit dem langen, spitzen, leicht gebogenen Schnabel die Beutebrocken den aus der Flugöffnung herausguckenden Jungen in den weit aufgesperrten tiefroten Rachen.

Die Aufnahme auf Seite 78, oben, wurde mit der Varex VX und einem Zeiss-Sonnar 4/300 aus einer Entfernung von genau 10 Metern mit dem großen Elektronenblitzscheinwerfer gemacht.

Der Auenwald ist auffallend arm an großen Säugetieren. Rot- und Schwarzwild kommt in ihm nicht vor, denn es verlangt ausgedehnte Dickungen, in die es sich am Tage einschieben kann. Das größte Säugetier ist hier das Reh. Während man es aber an der Elbe und in den Auenwaldniederungen des Rheins noch häufiger findet, ist es in den Wäldern der Elster- und Luppeniederung nordwestlich von Leipzig selten geworden. Mit zunehmender Belaubung werden die wenigen Rehe vorsichtiger, denn mit dem steigenden Jahre werden die stadtnahen Wälder immer mehr von den Städtlern besucht. Im Vorfrühling bekommt man noch am leichtesten eins dieser zierlichen Tiere zu Gesicht, wie den Jährling auf Seite 78, unten, der sein jetzt noch im Bast stehendes Spießergehörn im Mai fegt.

Später haben wir uns alle erdenkliche Mühe gegeben, sind mit schußbereiter Fernkamera schwitzend und keuchend durch die Reviere geschlichen, haben uns auf allen erprobten Hochsitzen angesetzt, haben die Waldränder an saftigen Waldwiesen oder

an Wieseneinschnitten abgesucht – es gelang uns hier nicht, ein Reh „schußgerecht“ vor das Objektiv zu bekommen. Wenn wir eins sahen, dann stand es entweder zu sehr von Zweigen oder Ästen verdeckt oder im Schatten, in dem es zu einer kurzen Belichtung, wie sie nun einmal bei diesem beweglichen Tier notwendig ist, für den gering empfindlichen Farbfilm nicht reichte. Dafür fanden wir im Monat Mai dort, wo wir es zuallerletzt erwartet hätten, ein Kitz. Noch schläft es ruhig mitten im hohen Gras zwischen den Himbeersträuchern.

Wir könnten ja jetzt, wenn wir günstigen Wind hätten, die Ricke durch Nachahmung des leisen Fieplautes, den das Kitz gewöhnlich ausstößt, herbeilocken. Man braucht dazu nur ein weiches Blatt, etwa von einer Buche oder auch von einer der umstehenden Birken, in die Hand zu nehmen, die Lippen darauf zu pressen und die Luft hindurchzustoßen. Auf diese Weise kann man sogar während der Blattzeit im August den roten Bock täuschen. Aber die Ricke ist jetzt durch den Wind vor uns gewarnt. Sicherlich steht sie nun irgendwo ängstlich in Deckung, besorgt um ihr Kitz. Wir wissen es nicht. Aufmerksam beobachten wir das liegende Kleine. Der Förster zieht mich sofort heran, den Finger an die Lippen gelegt: Ruhel! Leise auftreten und möglichst jedes Geräusch beim Steigen vermeidend, gehen wir zur Seite. Das Kitz mag vielleicht drei Wochen alt sein. Wir müssen – wenn wir hier stehenbleiben – gewärtig sein, daß es uns im leichten Schummer wahrnimmt, aufspringt und davonjagt. Mein Begleiter prüft ununterbrochen den leisen Wind, indem er einen angefeuchteten Finger in die Luft hebt. An den leise säuselnden Blättern ist nichts Genaues abzulesen. Das Lüftchen scheint zu küseln, sich also ab und zu zu drehen. Das ist schlecht. Der Geruchssinn dieser Tiere ist ja so hoch entwickelt, so fein, daß sie wohl selbst im leichten Schlafe den im Winde stehenden Menschen wittern und sofort die Flucht ergreifen.

Die schußbereite Kamera in Augenhöhe haltend, um sofort knipsen zu können, drücke ich mich durch die hohen, harten Gräser, die leise an meinen Pirschstiefeln rascheln und schlürfen, durch die unzähligen Schlingen der Himbeerranken, um dem Kitz den Weg, den die Ricke vermutlich genommen hat, abzuschneiden, das heißt, es beim Erwachen und Abspringen über die winzige Blöße zu drücken. So könnte ich es nämlich einmal, frei vor dem schattigen Walde stehend, aufs Bild bekommen.

Aber ehe wir's gedacht, ist es schon hoch, steht staksig auf den vier schlanken Läufen, ist einen kleinen Augenblick anscheinend verwirrt – ich kann gerade noch abdrücken! –, und dann stürmt es mit wunderlich hohen Sätzen auf Armlänge an mir vorbei in den Busch hinein.

Wenn im März die letzten Frühjahrsstürme über das noch kahle Land fegen, dann schweben über dem Auenwald hoch droben am hellblauen Himmel oder unter den weißen Wolken zwei große Vögel. Gewaltig klaffern ihre Schwingen, meist aber ziehen sie ohne Flügelschlag weite Kreise, steigen empor und fallen wieder in immerwährendem Wechsel. Noch stehen die Bäume kahl im Wind, und ihre dünnen Zweige recken sich nach allen Seiten. Auf dem Waldboden lugen gerade die ersten blauen Veilchen aus dem zarten Gras, und die Buschwindröschen setzen zum Aufbruch ihrer Blüten an. Der Frühling ist schon auf dem Wege. Jetzt ist der schönste Greifvogel des Auen-





waldes, der Rotmilan, aus seinen südlichen Winterquartieren zurückgekehrt, um seine alten Brutreviere wieder aufzusuchen . . .

Mit Freund Meyer, der die Rot- und auch die Schwarzmilane während der letzten Jahre aufmerksam beobachtet hatte, der abends nach der Arbeit bis tief in die Dämmerung hinein draußen in den einsamen Revieren umherstreifte und jeden Horst kannte, der einmal besetzt war, stand ich in jenen Vorfrühlingstagen zum ersten Male wieder in den Wäldern und beobachtete mit dem Glas die herrlichen Flugspiele der großen Vögel. Als wir wenig später die verschiedenen Horste kontrollierten, mußten wir uns oft durch unwegsames Gelände kämpfen, denn die Horstbäume standen nicht selten im wildesten Dickicht, weitab von Weg und Steg. Wie oft versanken wir mit den schweren Stiefeln im Morast, wie oft stürzten wir über Baumstämme und rissen uns an den Dornen irgendwelchen Geranks! Es war dies für mich auch nur ein erstes Sichten, eine Fühlungnahme. Das Bild klärte sich, als die einzelnen Paare ihre alten oder auch ihre neuen Brutplätze bezogen. Wir wurden von Tag zu Tag froher und zuversichtlicher, als wir sahen, daß die anfangs so weiten Beuteflüge kürzer und kürzer wurden und schließlich im engen Horstgebiet endeten. Später, als die Jungen da waren, wurde es anders. Da weitete sich das Jagdgebiet wieder, und dort, wo wir beobachteten, war oft weit und breit kein Horst zu finden.

Die Rotmilane halten, wenn sie nicht gestört werden, ihrem Horstplatz jahrelang die Treue, und wir vermuten, daß es bei ihnen, wie bei den Weißstörchen, auch eine gewisse Gattentreue gibt. Artfremde Raubvögel, zum Beispiel Bussarde, jagen sie ohne Umstände aus dem Brutrevier. Der einzige Gegner ist der Schwarzmilan, der in erbitterten Kämpfen meist Sieger bleibt. Das engere Brutrevier dürfte kaum weiter als 50 Meter um den Horstbaum herum reichen, also bis zu den Schlafplätzen des Männchens, während in einem Umkreis bis zu 4 km gejagt, also Beute gemacht wird.

Es war eine verteilte Geschichte mit den Rotmilanen! Wie sollte man diesen überaus scheuen Vögeln beikommen? So leicht wie Thiede und Zänkert, die 1935 in den „Beiträgen zur Fortpflanzungsbiologie der Vögel“ von ihren Rotmilan-Beobachtungen berichteten, würden wir es nicht haben. Sie konnten ein Versteck in einem dichtkronigen Nachbarbaum einbauen und von dort aus auf 4 Meter Entfernung in den Horst hineinsehen. So genau wir dagegen auch die einzelnen Brutreviere in unserem Auenwald absuchten, wir fanden keinen Horst, in dessen unmittelbarer Nähe ein geeigneter Nachbarbaum stand. Dabei war dieses Gebiet für ornithologische Begriffe unerhört dicht mit Rotmilanen (und auch Schwarzmilanen) besiedelt. Nach Meyers Feststellung horsteten hier im Auenwald des Elster-Luppegebietes im Jahre 1952 insgesamt acht Rotmilanpaare und sieben Schwarzmilane – gegenüber sieben Rot- und sieben Schwarzmilanen im Vorjahre. Aber die Horste befanden sich in der Mehrzahl auf hohen schlanken Eschen, die am Fuße sehr kräftig waren und uns das Erklettern ungemein erschwerten, weil man die Stämme beim Steigen nicht mit den Armen umfassen konnte, die aber in zwanzig bis dreißig Meter Höhe dünn wurden und unter unserem Körpergewicht beträchtlich hin und her schwangen . . .

Dann wußten wir auch nicht, wie die Vögel am Horst auf die grobe Veränderung in ihrer unmittelbaren Nähe reagieren würden. Wir durften ja nicht außer acht lassen.

daß wir uns in Großstadtnähe befanden, in Wäldern, die oft von Menschen begangen wurden, wodurch die Milane scheuer und vorsichtiger waren als beispielsweise in denjenigen weiten Nadelwäldern, in denen Thiede und Zänkert beobachtet hatten.

Um nichts zu verderben, unternahmen wir in der Zeit, da die Rotmilane brüteten, fast gar nichts. Wir beschränkten uns zunächst auf eine einzige Horstkontrolle, um die Eizahl festzustellen und eine Serie Farbaufnahmen vom Gelege zu machen.

Im übrigen übte ich mich im Ersteigen hoher Bäume. Diese schwere Arbeit war für mich absolut neu. Bei den Uhu-Aufnahmen im Vorjahr hatte ich mich als Fels- und Steilwandkletterer ausgebildet und es darin zweifellos zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, so daß ich über die gefährlichsten Wände gelangte. Hier im Auenwald stand ich anfangs staunend und ein wenig hilflos vor den gewaltigen Baumriesen. Es erschien mir schier unmöglich, mit so kleinen, kurzen Eisenspitzen an den Schuhen und mit dem kurzen, um den Leib gewundenen Kletterseil da hinaufzukommen. In den ersten Tagen war ich daher sehr froh, als unser Freund Förster Taubert hochstieg und nachsah. Aber als es endlich daranging, ein paar Aufnahmen zu bekommen, schnallte ich mir die Steigeisen selbst an, legte das Kletterseil um und versuchte mein Glück. Und wie es so ist, ich suchte mir natürlich nicht einen bequemen, ästereichen Horstbaum aus, an dem ich vielleicht nur 10 bis 14 Meter steigen mußte, sondern ausgerechnet die höchste und am schwersten zu erklimmende Esche. Sie stand mitten im Auenwald, und in der letzten Astgabel lag der Horst in etwa 26 Meter Höhe. Das leise Lächeln meines Freundes Meyer und des Försters Taubert hatte ich tatsächlich übersehen. Ich war auch nicht mehr zurückzuhalten. Mit frischem Mut erstieg ich die ersten 12 Meter des blanken Stammes bis zum ersten Ast. Es ging besser, als ich dachte. Auf die wohlgemeinten Zurufe von unten, meinen Oberkörper nicht so weit vom Stamm abzdücken, sondern stets am Baum zu bleiben, achtete ich nicht! Von Ast zu Ast ging es dann noch leichter, und bald war ich oben am Horst, schob mich mit letzter Kraft über den massigen Knüppelbau nach oben, um auf den Seitenast der Gabel zu gelangen, und legte mich erst eine kleine Weile lang, um zu verschlafen. Donnerwetter! Nun, da ich oben war, spürte ich doch ganz gewaltig die Anstrengung, die es gekostet hatte. Aber dann schien auch dies überwunden, und ich richtete mich wieder auf, um mich ein wenig umzusehen.

Hier oben also leben die Rotmilane. Jetzt schweben sie hoch droben im Blau des Himmels und ziehen über unserem Waldstück weite Kreise und lassen uns nicht aus den Augen. Ab und zu dringt ihr ängstlicher Ruf zu uns herunter, er klingt fast wie ein Wiehern. Weit schweift der Blick über die Wipfel der Bäume, die sich gerade zartgrün belauben, bis hin zu dem spitzen Kirchturm des entfernten Dörfchens. Da unten zieht sich ein Altwasserarm der Elster in vielen Windungen dahin, von düsteren Erlen und hohen schlanken Pappeln gesäumt. Das Wasser ist schmutzig, und die Ufer sind verschlammt. Dort wird sich der Milan keine Fische holen.

Doch ich möchte nicht zu lange hier oben bleiben. Die Aufnahmen sind rasch gemacht, und nun kommt der Abstieg. Bald merke ich, daß das Herunterklettern schwieriger ist als das Aufsteigen. Sehr schnell beginnen die Arme durch die ungewohnte Kraftanstrengung zu zittern, und die Beine können den schweren Körper kaum noch an den Stamm drücken. Aber ja keine Schwachheit zeigen; die beiden da unten warten ja nur





darauf! Es ist ein schweres Stück Arbeit, und es wird mir dabei völlig klar, weshalb frühere Beobachter so gut wie keine genauen Brutnachweise geben konnten! Auf dem letzten Ast vor dem langen blanken Stück mache ich eine größere Pause. Es geht jetzt nicht mehr! Verflucht noch mal, von oben sieht das doch gefährlicher aus als von unten! Ich gäbe jetzt etwas um eine 12 Meter lange Leiter! Aber schließlich ist auch das letzte Stück geschafft, aufatmend stehe ich wieder auf dem festen, sicheren Waldboden und schnalle die Steigeisen ab!

Aber wie immer: Es ist alles Gewohnheit! Und so wurde ich von Mal zu Mal sicherer und gewandter und ließ auch kaum noch einen anderen hinauf. Nur bei ganz schweren Bäumen stiegen wir zu zweit, um uns gegenseitig Hilfe leisten zu können. Meist genügte schon die Gegenwart des anderen, um sicherer zu klettern. Allein schon die Gewißheit, daß einer da war, der notfalls – bei sehr schwierigen Partien – Hilfestellung leisten konnte, war beruhigend . . .

Unter allen uns bekannten Rotmilanhorsten hatten wir denjenigen ausgesucht, der uns für unsere Aufnahmen am geeignetsten schien. Allerdings war die Kletterei nicht gerade leicht, im Gegenteil: Der Horst befand sich in 27 Meter Höhe – alle anderen lagen viel niedriger –, und er war auch kaum noch erreichbar. Der Horstunterbau war gewaltig. Zum Glück zweigte einige Meter unter ihm ein kräftiger Seitenast ab, der das Gewicht eines Menschen trug, ohne sich zu biegen. Von ihm aus konnten wir den Horst fotografieren, was uns sonst nicht möglich gewesen wäre, weil wir uns nicht über den Horst hinausschieben konnten. Dies hier war, seiner Mächtigkeit nach, sicher ein alter, schon viele Jahre benutzter Horst. Die Rotmilane beziehen oft alte Krähenester, die sie weiter ausbauen. Dazu – wie überhaupt zum Horstbau – lesen sie trockene Zweige und Äste vom Boden auf, niemals aber frische, wie dies zum Beispiel beim Bussard beobachtet wurde. Es hat den Anschein, als baue nur das Weibchen, und es ist auch nur vormittags bei dieser Arbeit zu beobachten. Das Männchen treibt sich unterdessen im weiten Jagdrevier umher oder blockt irgendwo ruhig und läßt sich die schon wärmende Sonne auf das rotbraune Gefieder scheinen. Gern nehmen beide ein Sonnenbad.

Über den Legeabstand zwischen den einzelnen Eiern ist noch so gut wie gar nichts bekannt. Mit dem Brüten jedoch wird sicher schon begonnen, sobald das erste Ei gelegt ist, denn die Jungen schlüpfen in Abständen von 1 bis 2 Tagen.

Ich saß vom frühen Morgen bis zum Schwinden des Kameralichtes am Rande der Milanwiese, hart am Bisamrattentümpel, in einem kleinen Versteck, getarnt vor den scharfen gelben Augen der Rotmilane, und beobachtete den Horst in der Esche. Der Feldstecher lag griffbereit, und der Drücker des elektromagnetischen Fernauslösers lag stets in meiner Hand. Oft kam nämlich einer der Altvögel unversehens zwischen den Wipfeln der Bäume dahergeschwenkt, blockte am Horst auf und verschwand wieder, ehe ich zum Druckknopf greifen konnte. Die ganze Anlage hatte – so leicht es scheinbar auch war, mit einem Federwerksaufzug 48 Aufnahmen zu machen, ohne die Kamera zu berühren – neben anderen Schwierigkeiten einen weiteren großen Nachteil: Ich konnte aus der Ferne selbst mit dem stärksten Glas nicht feststellen und be-



urteilen, ob der anfliegende Vogel immer richtig oder überhaupt im Bilde war. Wie oft hatten wir einwandfrei beobachtet, wie die Beute aus der Luft in den Horst herabgeworfen wurde, was Thiede nicht feststellen konnte. Dennoch gelang es uns nicht, dies im Bilde festzuhalten. Das lag vor allem an unserer geringen Beobachtungsmöglichkeit, aber auch daran, daß hier nur lange Verschußzeiten bei der Kamera möglich waren. Bei den schlechten Lichtverhältnissen oben unter dem Blätterdach der Esche und bei den Farbwerten kamen wir mit Blende 4 nur auf $\frac{1}{60}$ Sekunde. Das reichte natürlich kaum für die Bewegungstotpunkte bei der Landung, viel weniger für den blitzschnellen Fall des Beutetieres in den Horst aus, der für mich tatsächlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam.

Anfangs scheint das Männchen fast allein die Beute für die Jungen herbeizubringen, das Weibchen teilt sie dann nur noch. Obwohl ich den Horst aus meinem kleinen Versteck heraus zu jeder Tageszeit beobachtete, auch vom Beginn der ersten Morgendämmerung an, habe ich kaum einmal das Weibchen zutragen sehen.

Später wurde das anders. In dem Augenblick, da die Jungen das Beutetier selbst kröpften, trat im Horst eine kleine Unordnung ein. Bei jedem Aufstieg fanden wir irgendwelche Beutereste, die am Rande der Horstkuhle lagen, unter anderem Hamsterreste, Teile von Haushühnern, Fischstücke und auch zwei sorgsam ausgeknabberte Wieselbälge. Regelmäßig waren auch die blutigen Rückenwirbel von jungen Hasen und Kaninchen darunter.

Alle diese Reste waren nie sehr alt. Im höchsten Falle stammten sie – der Frische des Fleisches nach zu urteilen – vom Vortage. Von den Mäusen, die recht häufig gefüttert wurden, fand ich im Horst nie eine Spur. Sie wurden, wie ich mit Hilfe des Glases einwandfrei beobachten konnte, stets im ganzen verschlungen. Die Jungen „unseres“ Horstes zeigten untereinander kaum irgendwelchen Futterneid. Natürlich kann ich dies nicht zur allgemeinen Regel erheben, dazu hätte ich auch andere Horste beobachten müssen. Wer aber die Beute bekam, kröpfte ruhig und ohne Hast. Die anderen zwei saßen am anderen Horstrand und warteten gleichmütig. Es schien auch, als dränge sich immer nur derjenige zu dem mit Nahrung anfliegenden Altvogel, der die längste Zeit kein Futter bekommen hatte. Im Gegensatz zu anderen Berichterstattern, die selten einmal oben am Horst waren, konnten wir feststellen, daß nur *frische* Nahrung zutragen wurde.

Allem Anschein nach scheint der Rotmilan kein „Schmarotzer“ zu sein. Bei sämtlichen Horstkontrollen entdeckten wir nur solche Beutetiere, die die Vögel *gejagt* haben mußten. Und wer Gelegenheit hatte, einen starken Rotmilan beim Schlagen der Beute zu beobachten, wird von der Wucht des Angriffs überrascht sein. Das größte Beutestück, das wir bei ihm fanden, war ein schweres weißes Leghornhuhn aus der benachbarten Hühnerfarm. Er hatte es nach dem Schlagen sofort am Hinterkopf gehackt und den Hals aufgerissen – ein typisches Beispiel dafür, wie der Rotmilan sein Opfer tötet.

Meyer konnte sogar einmal beobachten, wie ein Rotmilan eine Ringeltaube *im Fluge* zu schlagen versuchte und sie dann, als sie den tödlichen Fängen, schwer angeschlagen, noch einmal entkommen konnte, verfolgte, bis sie sich in ihrer Not einfach in den Fluß fallen ließ. Meyer konnte den völlig erschöpften Vogel, der schließlich in einer

hatten den Nacken aufgerissen und den Rücken zerfetzt. Am Hinterkopf lag der Schädelsknochen frei. Die Taube verendete bald darauf. Im allgemeinen jedoch wird die Beute nicht im Fluge geschlagen. Zuweilen freilich verlegt sich der Rotmilan aufs Schmarotzen, das heißt, er jagt anderen Raubvögeln im Revier die Beute ab. Noch besser allerdings kann das sein schwarzer Vetter, der meist direkt darauf ausgeht.

Daß auch erbeutete Fische verfüttert werden, ist sehr wahrscheinlich, denn immer wieder beobachteten wir die Vögel, wie sie lange und ausdauernd über fischreichen flachen Altwässern kreisten. Einige Monate später hatte ich an einem großen See in Küstennähe Gelegenheit, den Rotmilan beim Fischegreifen zu beobachten. Wenn er nach langem Segeln über der weiten Wasserfläche einen treibenden Fisch entdeckt hatte, ließ er sich herunter, streckte die Fänge aus und griff ihn heraus. Dabei peitschten die Enden der Schwingen das Wasser.

Ehe wir uns versahen, waren die jungen Rotmilane im Eschenhorst groß geworden. Eines späten Vormittags saß der stärkste von ihnen auf einem kräftigen Knüppel, der aus dem massiven Horstunterbau herausragte, und ich fragte mich verwundert, ob denn die fünfzig Tage, die Thiede und Zänkert als Zeitspanne zwischen Schlüpfen und Ausfliegen der Jungen angeben, schon vergangen seien. Während Freund Meyer unten inmitten der Milanwiese an der Fernkamera beobachtete, stieg ich wieder einmál – zum wievielten Male? – zum Horst hoch. Die Kamera hatte ich schußbereit umgehängt, weil ich damit rechnete, daß der unternehmungslustige Jungmilan bei meinem Näherkommen abstreichen würde. Ich wollte ihn dann wenigstens noch im Abfluge festhalten. Die letzten drei Meter kletterte ich so vorsichtig, wie ich nur konnte, vermied jede heftige Bewegung, um in dem jungen Vogel nicht den „Fluchtreflex“ auszulösen. Aber er dachte gar nicht daran, abzufliegen. Als ich mich an jenem Seitenast langsam mit dem Oberkörper über Horstrandhöhe schob, blickte er mich zwar aus schmutziggelben Augen böse an, hob auch die Schwingen ganz leicht vom Rücken und sträubte die Nackenfedern, blieb aber dabei sitzen. Es war eine Art minutenlanger stummer Zweikampf Auge gegen Auge. Er wich noch nicht einmal, als ich jetzt ein Trioplan (10 cm Brennweite) vor der Varex VX anbrachte, wobei ich mich nur mit den Füßen am Ast festklammern konnte. Mit dem Oberkörper aber beugte ich mich so weit über den Abgrund, daß der Abstand Milan-Kamera kaum mehr als 60 cm betrug. Gespannt saß der Vogel da. Schließlich bemerkte ich in seinen Augen ein nervöses Zucken.

Da drückte ich ab und hatte so ein Bild von ihm.

Während meiner Aufnahmen umkreiste einer der alten Rotmilane ängstlich den Horstbaum in weitem Umkreis, immer wieder seinen „wiehernden“ Ruf „Hiah-hihihi“ oder „Hiäh-hlihlihi“ ausstoßend, wie er es bei jeder Beunruhigung am Horst bisher schon getan hatte . . .

Nun werden die Milane noch einige Wochen über den Auenwäldern, die jetzt schon ein dunkelgrünes Farbkleid tragen, ihre weiten Kreise ziehen oder sich ohne Flügelschlag im Aufwind über der sonnendurchglühten Feldmark bis unter die weißen Wolken schrauben. Noch manches Beutetier wird unter ihren scharfen Krallen verenden, ehe sie von der Zugunruhe erfaßt werden und sich nach dem Süden aufmachen . . .

Im folgenden werden dem Leser Tiere, denen er in den vorangestellten Textauszügen begegnet ist, näher beschrieben oder erläutert. Dieser Anhang dient demzufolge der aktuellen Ergänzung und Vertiefung des aus der Feder Helmut Drechslers Gebotenen.

Seite 11: Die Benennung eines kleineren stehenden Gewässers als „Teich“ ist ein Provinzialismus. Im Unterschied zum See ist eine stehende Wasseransammlung dann als Teich zu bezeichnen, wenn das Becken (vorwiegend zum Fischen) abgelassen und wieder gefüllt („angespannt“) werden kann. Der Teich ist also ein Wirtschaftsgewässer. Mit der Zeit bildet sich an einem Teiche eine ganz ähnliche Lebensgemeinschaft wie an einem flachen See oder an einem Weiher. Die von Drechsler dargestellte Reihenfolge vom Urmeer über das Restbecken zum heutigen „Teich“ ist stark vereinfacht und trifft in dieser Form nur für einen Teil der natürlichen Seen zu. Insofern ist der Teich nur bedingt eine ursprüngliche Landschaftsform.

Seite 14: Was hier und gemeinhin auch im Sprachgebrauch als Akazie bezeichnet wird, ist die Robinie (*Robinia pseudoacacia*), die zu den Schmetterlingsblütlern gehört. Die echten Akazien sind Mimosengewächse, die nur in den Tropen und Subtropen vorkommen.

Seite 15: Eine der farbenprächtigsten Vogelfamilien der Tropen und Subtropen sind die Eisvögel. Bei uns lebt nur eine Art, die aber selbst in harten Wintern hier aushält: unser Eisvogel oder Königsfischer (*Alcedo atthis*), der von Westeuropa bis nach Neu-guinea das ganze gemäßigte und südliche Eurasien bewohnt. Nahrungsmangel in frostreichen Wintern und Nachstellungen an Fischgewässern wegen angeblicher Schädlichkeit für die Fischbrut zehnten den Bestand erheblich. Die starke Verschmutzung unserer Bäche und Flüsse durch Industrieabwässer tut ein übriges, daß dieses Kleinod der heimatlichen Vogelwelt immer seltener wird.

Der Eisvogel ernährt sich von Wasserinsekten und Fischen; bei seiner Körpergröße von 16 cm, wovon allein 4 auf den Schnabel kommen, vermag er nur kleinere Fische zu verschlingen. Außer in Steilufern klarer Bäche legen unsere Eisvögel ihre Brut-höhlen auch in Kiesgruben und an ähnlichen Stellen, oft kilometerweit vom Wasser entfernt, ja sogar in kleinen Sandböschungen mitten im Walde an.



Das Weibchen ist meist etwas weniger leuchtend gefärbt als das Männchen; die Unterscheidung beider ist höchstens bei sehr eingehender Beobachtung möglich.

Seite 17: Die über vierzig Arten von Ammern, einer Gruppe von Finkenvögeln, bewohnen Waldränder, offenes Gelände und Steppen. Eine der Steppe ähnliche Landschaft, der Schilf- und Rohrwald an Gewässern, ist die Heimat der Rohrammer (*Emberiza schoeniclus*), die in Europa und im größten Teile Asiens brütet. Die Rohrammern, die nördlicher zu Hause sind, ziehen im Winter bis nach Südeuropa.

Von März ab ist das Lied des Männchens, eine kurze stammelnde Strophe, wieder überall an unseren rohrbestandenen Seen und Teichen zu hören. Das versteckte Nest enthält vier bis sechs meist bräunliche Eier, die wie bei vielen Ammerarten mit Flecken und seltsamen Schnörkellinien gezeichnet sind. Nach der Brutzeit sehen die Männchen wie die Weibchen aus; die schmucke Maske ist noch durch die hellen Federränder verdeckt und kommt erst zum Frühjahr hin durch die Abreibung dieser Ränder zum Vorschein.

Die Rohrammer nährt sich hauptsächlich von kleinen Insekten und, zumal im Winter, von allerlei Sämereien.

Seite 20: Eine kleine Gruppe der Reiher, die Dommeln, hat sich eng dem Leben in dichter Rohrwildnis angepaßt. Eine der kleinsten Arten ist mit 36 cm Körperlänge unsere Zwergrohrdommel (*Ixobrychus minutus*), die Schilfgebiete und Weidicht in den gemäßigten Teilen Europas und Westasiens, aber auch Afrikas und Australiens bewohnt. In Nordamerika und in Ostasien wird die Zwergdommel durch nahe verwandte Arten vertreten. Den Winter verbringt sie in Afrika.

Sie ist weniger scheu als ihre große Verwandte (siehe weiter unten) und nimmt auch mit viel kleineren Röhrichtbeständen fürlieb. An manchen Stellen, so am Neusiedler See in Österreich, stehen mehrere Nester fast kolonieartig dicht beisammen. Das meist über dem Wasser stehende, zuweilen aber auch bis in 4 m Höhe in Bäumen angebrachte Nest enthält gewöhnlich fünf bis acht weiße Eier. Die Fütterung der Jungvögel durch die Eltern wird bei den verschiedenen Vogelgruppen durch unterschiedliches Verhalten ausgelöst. Die Sperlingsvögel und ihre Verwandten zum Beispiel sperren den meist bunten Rachen weit auf. Junge Reiher, also auch die Nestlinge der Zwergdommel, betteln um Futter, indem sie den Schnabel des Altvogels mit dem ihren umfassen.

Wasserinsekten und kleine Fische bilden die Hauptnahrung. Wie alle Reiher zieht die Zwergdommel im Fluge den Hals S-förmig ein.

Seite 27: Uhus sind große bis sehr große Eulen mit Federohren; nahe verwandt mit ihnen sind die Fischeulen Asiens und Afrikas. Eine der größten Eulen überhaupt ist unser Uhu (*Bubo bubo*), dessen Brutgebiet Nordafrika, Europa und weite Teile Asiens umfaßt. Ausgedehnte Wälder, felsreiche Gegenden, aber auch Steppen- und Wüstengebiete bieten ihm ständigen Aufenthalt und Nahrung, die aus kleineren Vögeln und Säugetieren (bis Krähen- oder Hasengröße) besteht. Wie bei den meisten Eulen ist das Weibchen merklich größer als das Männchen. Da die Jungen aber in längeren Ab-

ständen schlüpfen, gibt die Größe des Nestlings noch keinen Hinweis auf das Geschlecht (siehe Seiten 28 und 33).

Trotz der Größe der Flügel – die Spannweite beträgt beim Weibchen bis zu 1,80 m! – und der Wucht des Flügelschlags ist der Flug dank der Beschaffenheit der Schwungfedern geräuschlos und ermöglicht somit die Annäherung an feinhörige Beutetiere. Im Vergleich zu Greifvögeln, etwa Adlern, gleichen Körpergewichts (das Uhuweibchen wiegt um 3 kg) sind die Flügel breiter und kürzer. Hohe Geschwindigkeit, die für den Uhu weniger wichtig ist, erreicht er mit ihnen nicht. Zu segeln (siehe Seite 28) vermag er gar nicht; an der betreffenden Stelle ist Gleitflug gemeint.

In den weniger dicht vom Menschen besiedelten Räumen des Ostens und Nordostens ist der Uhu noch keine Seltenheit. In Mitteleuropa, zumal westlich der Elbe, ist sein Aussterben zu befürchten. Naturschützerische Maßnahmen vermögen die Ursachen dafür nur zum Teil zu beheben oder ihre Folgen auszugleichen.

Seite 37: Die Schwäne sind die größten aller Entenvögel (Anatiden). Von den sieben Schwanarten kommen drei in Mitteleuropa vor, als Brutvogel aber nur der Höckerschwan (*Cygnus olor*). In wildem Zustand nistet er in Südkandinavien, im Bereich der Südküste der Ostsee und, inselartig verstreut, an vielen Gewässern Südosteuropas und des gemäßigten Asiens. An geeigneten Seen brüten bis hundert Paare; außerdem halten sich daneben meist viele nichtbrütende Höckerschwäne auf. Halbwild, vom Menschen ausgesetzt und betreut, brüten Höckerschwäne vielerorts in Deutschland (so an Havel, Alster und Bodensee) und in Großbritannien. Im Winter bleiben besonders halbzahme Schwäne oft in der Nähe ihres Brutplatzes, doch sind größere winterliche Ansammlungen im Ostseeraum die Regel. Viele östlich beheimatete verbringen die kalte Jahreszeit auch weit im Süden (östliches Mittelmeer, Kaspisches Meer), von wo sie im März wieder aufzubrechen pflegen. Der Höckerschwan legt im zweiten Herbst seines Lebens das weiße Gefieder an, wird im Alter von drei oder vier Jahren Brutreif und schließt dann eine gewöhnlich lebenslange Dauerehe. Die Zahl der (350 bis 375 Gramm schweren) Eier im Gelege schwankt zwischen fünf und elf. Die jungen Vögel sind meist graubraun gefärbt, bei einer häufig auftretenden erblichen Abweichung aber ist bereits das Dunenkleid rein weiß. Die Nahrung besteht fast durchweg aus pflanzlichen Stoffen. Höckerschwäne erreichen ein Gewicht von 10 bis 15, ja bis über 20 kg und werden etwa zwanzig Jahre alt, wahrscheinlich noch älter.

Der Schnabelhöcker ist beim alten Männchen im Frühjahr am stärksten ausgeprägt; seine Grundlage ist eine Auftreibung aus lockerer Knochenmasse.

Seite 43: Die Weihen sind schlanke, bodenbrütende Greifvögel der offenen Landschaft. Sie sind durch einen eulenhaften Gesichtsschleier, einen Kranz steifer Federn, ausgezeichnet. Von den vier in Europa brütenden Arten ist die Rohrweihe (*Circus aeruginosus*) die größte und die häufigste. Sie bewohnt Seen, Teiche und Rohrgebiete der Alten Welt bis nach Neuseeland. Die Winteraufenthalte liegen im Mittelmeerraum, im tropischen Afrika und in Indien.

Als Nahrung dienen alle kleineren Wirbeltiere (bis zur Größe des Bleihuhns), deren sie habhaft werden kann. Drei bis sechs bläulichweiße Eier bilden das Gelege.



Seite 43: Wie die Zwergdommel sind auch die bedeutend größeren Rohrdommeln echte Bewohner der deckungsreichen Schilf- und Rohrwälder. Unsere Rohrdommel (*Botaurus stellaris*) hat eine Körperlänge von etwa 75 cm; sie brütet im gemäßigten Eurasien bis Japan und in Südafrika. Die tropischen Gebiete dieses Erdteils sind auch das Winterquartier der meisten Rohrdommeln; manche bleiben auch im Winter bei uns. Vom März ab erklingt der dumpf brüllende, kilometerweit vernehmbare Ruf, der ihr zu dem Namen „Moorochse“ verholfen hat; meist ist er nachts zu hören. Die Rohrdommel ist wegen ihrer nächtlichen und versteckten Lebensweise nur selten einmal zu beobachten.

Die vier bis sieben bläulichen Eier werden vom Weibchen allein bebrütet, das auch die Jungen ohne Hilfe des Männchens aufzieht.

Seite 44: Außer dem Bleßhuhn kommt dem durchschnittlichen Spaziergänger kaum einmal ein Rallenvogel zu Gesicht. Die anderen bei uns vorkommenden Arten dieser weltweit verbreiteten Vogelfamilie führen in Sumpf und Rohr ein heimliches Leben. So ist auch die Wasserralle (*Rallus aquaticus*) wenig bekannt, so auffällig ihre grunzenden und quiekenden Rufe immer sein mögen. Im Winter bleiben einige Wasserrallen bei uns, während die meisten die Länder um das Mittelmeer aufsuchen. Dieses Gebiet und die gemäßigten Teile Eurasiens sind die Brutheimat des knapp 30 cm langen Vogels, dessen schlanker, seitlich zusammengedrückter Körper für das Schlüpfen zwischen den Pflanzen trefflich geeignet ist. Allerlei kleines Getier und Pflanzenteile bilden die Nahrung.

Das Wegtragen von Jungen und Eiern ist mehrfach beobachtet worden. Wie bei den meisten Rallenarten ist das Dunenkleid der Jungen tiefschwarz.

Seite 45: Feuchte Wiesen und Moore Europas und Nordasiens sind der Brutaufenthalt des Großen Brachvogels (*Numenius arquata*). Er ist mit etwa 60 cm Körperlänge der größte Vertreter dieser die Nordhalbkugel der Erde bewohnenden Gattung kräftiger bogenschnäbliger Schnepfenvögel. Seine Winterquartiere liegen in West- und Südeuropa sowie in Südafrika, Madagaskar und Südasien. Er nährt sich von vielerlei Kleintieren: Schnecken und Muscheln, Würmern, Krebsen, Insekten und kleinen Fischen. Schon im März ist seine trillernde Balzstrophe zu hören; im August und September verläßt er sein Brutgebiet wieder. Wie bei den meisten Schnepfenvögeln besteht das Gelege aus vier im Verhältnis zum Vogel recht großen, kreiselförmigen Eiern, die platzsparend in Kreuzform in der Nestmulde liegen.

Männchen und Weibchen sehen gleich aus und sind nur bei eingehender Vertrautheit mit einem bestimmten Brutpaar auseinanderzuhalten (siehe Seite 45). Beide Geschlechter beteiligen sich an der Bebrütung der Eier und an der Führung der Jungen.

Seite 68: Über zweihundert Arten von Spechten leben auf der Erde; nur im australischen Raum und auf Madagaskar fehlen sie. In Lebensweise und Gestalt sind sie nicht sehr mannigfaltig, wohl aber in Größe und Färbung. Mitteleuropa beherbergt zehn Arten, von denen der 23 cm große Buntspecht (*Dendrocopos maior*) am häufigsten ist. Bis nach China und Japan erstreckt sich sein Verbreitungsgebiet. Außerhalb der Brut-

zeit streifen die Buntspechte einzeln in der Nähe ihres Wohngebietes umher; nördlicher beheimatete besuchen in manchen Jahren invasionsartig Mitteleuropa.

Vorzüglich ist der Bau seines Körpers dem Leben auf Bäumen angepaßt, die ihm Aufenthalt, Deckung, Nahrung (Insektenlarven wie die Samen der Nadelhölzer), Nistgelegenheit und sogar das Instrument für seinen „Gesang“ (dürre Astzacken zum weit hin schallenden „Trommeln“) bieten. Die Jungen, die in der Geborgenheit der von den Eltern mit dem harten Schnabel gemeißelten Höhle aufwachsen, schlüpfen in sehr wenig entwickeltem Zustand und brauchen als extreme Nesthocker drei Wochen, bis sie flügge sind.

Seite 69: Wie dem Kuckuck und dem Pirol gab auch dem Wiedehopf der häufigste Ruf in den meisten Sprachen den Namen. In der wissenschaftlichen Bezeichnung *Upupa epops* klingt er ebenso an wie in Hoopoe (engl.), Huppe puput (franz.), udod (russ.) und im deutschen Hopf. Sein „Upupup“ hat einen seltsam gedämpften Klang, der den Rufer meist ferner erscheinen läßt, als er ist.

Außer einigen entfernten afrikanischen Vettern, den Baumhopfen, hat der Wiedehopf keine näheren Verwandten. Er besiedelt Europa, Afrika, Madagaskar und große Teile Asiens; Afrika und Südasien sind auch die Winterheimat der nördlicher brütenden. Das Nest, das in Baum- oder Erdhöhlen, in Stein- und Gestrüpphaufen und sogar in Mauerlöchern angelegt wird, ist meist sauber gehalten. Der sprichwörtliche Gestank rührt von der bei Gefahr abgesonderten übelriechenden Ausscheidung der Bürzeldrüse und den Feinden entgegengespritztem Kot der Nestlinge her.

Seite 72: Das Reh (*Capreolus capreolus*) ist das häufigste größere Wild unserer Heimat. Wälder mit reichem Unterwuchs, Feldgehölze und offenes Gelände mit Gebüsch sind der Lebensraum unserer kleinsten Hirschart, die in Eurasien weit verbreitet ist. Das gelbbrote Fell trägt das Reh nur im Sommer; das Winterhaar ist braungrau. Im Frühjahr schiebt der erwachsene Bock das meist sechsendige Gehörn, nachdem er das alte im Spätherbst abgeworfen hatte. Die Hauptbrunft, in der Jägersprache die „Blattzeit“, findet im Juli und August statt. Nach der Befruchtung entwickelt sich der junge Keim vorerst nur kurze Zeit, worauf eine Ruhepause einsetzt, ehe die Entwicklung im Winter weiter vor sich geht. Damit wird erreicht, daß die Kitze (meist ein oder zwei) stets in der günstigsten Jahreszeit, nämlich im Mai oder Juni, gesetzt werden; bei Ricken, die in der Nebenbrunft im Spätherbst beschlagen werden, tritt eine solche Entwicklungspause der Leibesfrucht nicht ein.

Von den Rufen des Rehes ist das bellende „Schrecken“, ein lautes „Bö-bö“, am auffälligsten. Die Nahrung besteht aus Gräsern, mancherlei Kräutern und Laub, Eicheln, Pilzen und ähnlichem. Wie alle Hirsche ist das Reh Wiederkäuer.

Seite 73: Beide Milanarten haben einen gegabelten Schwanz und trillernde Rufe. Während der 60 cm lange Rotmilan (*Milvus milvus*), auch Gabelweihe genannt, nur Europa, die Atlasländer und Kleinasien bewohnt, ist der etwas kleinere und düsterer gefärbte Schwarzmilan (*Milvus migrans*) über die ganze Alte Welt verbreitet; in tropischen Städten tritt er häufig als Vertilger von Abfällen in Erscheinung und gehört

als „Schmarotzermilan“ zu den festen Attributen von Reiseschilderungen. Beide Arten nehmen auch bei uns gern tote Tiere, besonders Fische, auf und belästigen andere Greifvögel, um ihnen ihre Beute abzujagen; der Rotmilan schlägt aber auch öfter als sein brauner Vetter kleinere Tiere (Vögel, Mäuse). Die Nähe von Gewässern lieben beide, doch der Schwarzmilan in viel höherem Maße. Auch vieles andere in der Lebensweise ist ihnen gemeinsam. Ihre Winterquartiere sind verschieden: Der Rotmilan sucht Südeuropa und Nordafrika auf, der Schwarzmilan wandert dagegen bis Mittel- und Südafrika. Milane können recht alt werden: Ein Rotmilan erreichte in Freiheit 26, ein gefangener 33 Lebensjahre.

Gottfried Mauersberger



Verzeichnis der Bilder

Sonnenaufgang über dem Teich	12
Wasserfrosch (<i>Rana esculenta</i>)	13
Eisvogel (<i>Alcedo atthis</i>)	16
Rohrhammer (<i>Emberiza schoeniclus</i>), Weibchen	18, oben
Gelbe Teichrose (<i>Nuphar luteum</i>)	18, unten
Flußkrebs (<i>Astacus fluviatilis</i>)	19
Zwergrohrdommel, Junge nach dem Schlüpfen	22, oben
Zwergrohrdommel, brütend, Männchen	22, unten
Zwergrohrdommel, Männchen füttert	23, oben
Zwergrohrdommel, Jungvogel in „Pfahlstellung“	23, unten
Uhu (<i>Bubo bubo</i>), Friedrichstanneck	26
Alter Uhu füttert	30, oben
Abfliegender Uhu	30, unten
Uhu in Schreckstellung	31, oben
Alter Uhu füttert	31, unten
Junger Uhu am Felsen	34
Junger Uhu schlägt mit den Flügeln	35, oben
Junguhu im Gegenlicht	35, unten
Der Schwanensee von den Uckermärkischen Bergen gesehen	38, oben
Wolken über dem Schwanensee	38, unten
Rohrhammer, Männchen bringt Futter	39
Große Rohrdommel (<i>Botaurus stellaris</i>) über dem Gelege	42
Wasserralle (<i>Rallus aquaticus</i>) brütet	43
Großer Brachvogel (<i>Numenius arquata</i>) geht aufs Gelege	46, oben
Brachvogelkücken laufen aus dem Nest	46, unten
Schwanennest mit Filmversteck im Rohrwald	47, oben
Gelege des Höckerschwans (<i>Cygnus olor</i>)	47, unten
Höckerschwan, Weibchen geht aufs Gelege	50, oben
Höckerschwan, Männchen hält vorm Schilf Wache	50, unten
Höckerschwan, Männchen, Porträt	51
Fliegender Höckerschwan, Männchen, 2 Phasen des Aufzugs	54
Auffliegender Höckerschwan, Männchen	55, oben

Landender Höckerschwan, Männchen	55, unten
Schwanengeburt im E-Blitzlicht: Weibchen springt aufs Nest	58, oben
„Thomas“ auf dem Schwanennest	58, unten
Schwanenkücken putzt sich	59, oben
Die Schwanenfamilie auf dem Nest	59, unten
Die Schwäne gründeln vor dem Schilf	62, oben
Fliehende Schwäne auf dem Zuflußgraben	62, unten
Auffliegende Höckerschwäne	63
Eingriffeliger Weißdorn (<i>Crataegus monogyna</i>)	66
Buschwindröschen (<i>Anemone nemorosa</i>) im Auenwald	70, 71
Eichhörnchen (<i>Sciurus vulgaris</i>)	70, unten
Singdrosselgelege, zerstört	71, unten
Junger Wiedehopf	74, oben
Im Brutgebiet des Wiedehopfs	74, unten
Wiedehopf (<i>Upupa epops</i>)	75
Wiedehopf fliegt den Nistkasten an	78, oben
Reh (<i>Capreolus capreolus</i>): Spießer im Bast	78, unten
Rehkitz ruht im Grase	79, oben
Rehkitz	79, unten
Junge Rotmilane nach dem Kröpfen	81, oben
Flügger Rotmilan	81, unten

Inhalt

	Seite
Zum Geleit	5
Tierfotografie im Dienste der Wissenschaft	6
Sommer am Teich	11
Im Reiche des Uhus	27
Insel der weißen Schwäne	37
Tiere im Auenwald	67
Wissenschaftlicher Anhang	84
Verzeichnis der Bilder	93
Quellennachweis	96

Quellennachweis: Die ausgewählten Texte wurden folgenden Büchern Helmut Drechslers entnommen:

„Teichsommer“. Neumann Verlag, Radebeul und Berlin

„Uhu-Dämmerung“. Neumann Verlag, Radebeul und Berlin

„Wildschwäne über Uhlenhorst“. Neumann Verlag, Radebeul und Berlin

„Durch die Wälder durch die Auen . . .“. Neumann Verlag, Radebeul und Berlin

Lektor: Klaus Wunderlich

1. Auflage 1965 · 1. bis 25. Tausend · Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1965 by Urania-Verlag Leipzig/Jena/Berlin

Verlag für populärwissenschaftliche Literatur

VLN 212-475/24/65 · ES 18 G 3

Karten: Vervielfältigungs-Nr. 1354/64 und 1232/64

Farbabbildungen: Helmut Drechsler †

Schutzumschlag, Einband, Typografie: Helgard Sattler

Vor- und Nachsatz: Helmut Heyne

Gesamtherstellung: Graphische Werkstätten Leipzig

Printed in the German Democratic Republic

ATLANTISCHER

OZEAN

Santa Cruz
de Tenerife

Kanarische
Inseln

SPAN. WESTAFRIKA

MAURETANIEN

S A H A R A

MALI

St. Louis
Dakar
SENEGAL

GUINEA

ELFENBEIN-
KÜSTE

LIBERIA

GHANA

TOGO
DAHOMÉ

OBER-

Ouagadougou

VOLTA

Diapaga

Bamako

Niger

Nioro

Kayes

Tambacounda

Ni

Casablanca
Tetuan

Ceuta

MAROKKO

ALGI

SPANIEN



Afrika-
Expedition
Helmut Drechsler

